5/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Ein Kinderspiel?

Computer-Stunden daheim und im Betrieb

Männerlob

Gisela Karau bei dem georgischen Dichter Otar Tschiladse

Toi, toi, toi Katarina

Olympia '88: Bildbericht von den ersten großen Duellen in Calgary

★ Inhalt

Jugendforscher
Auskünfte über ein Kollektiv im Funkwerk Berlin-Köpenick **Seite 4**

Reportage
Eindrücke von der Kottbuser Straße **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Abrüstung
Tschingis Aitmatow und Jewgeni Welichow zur Ratifizierung des Washingtoner Abkommens **Seite 16**

Sibirien
Wie aus einer Idee eine Superkiste wurde **Seite 18**

Bildbericht
Sowjetisch-kanadische Polarexpedition **Seite 22**

Geschichte
Reichstag in Flammen **Seite 24**

Umweltschutz
Hilfe für die Ostsee **Seite 26**

Naturschutzgebiete
Wüstenschrecke und Schwarzkäfer **Seite 28**

Puppentheater
Secondeleutnant Saber **Seite 30**

Feuilleton
Liebe im Kloster **Seite 32**

Erzählung
Alexander Grin: „Das Aquarell“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

VDR Laos
Edle Hölzer – ein Reichtum am Mekong **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Literatur
Bei Otar Tschiladse in Tbilissi **Seite 46**

Sport
Erste Erfolge in Calgary **Seite 52**

Titelfoto
Katarina Witt, fotografiert von Eberhard Thonfeld. Noch bevor sie zur sportlichen Kür aufs Eis lief, gab sie vor 600 Reportern aus aller Welt eine Pressekonferenz in deutsch und englisch. Ehe ihr ein US-amerikanischer Journalist eine Frage stellte, rief er ihr zu: „Wie du das hier machst, ist wunderbar!“

Redaktionsschluß für dieses Heft: **22. 2. 1988**

★ Im Blickpunkt

Damals am Don...

Hans Jendretzky 1928 bei den Feiern zum 10. Jahrestag der Roten Armee in einer eigens für ihn geschneiderten Tschetschenen-Nationaltracht und sechzig Jahre später beim Pausengespräch während des Festaktes in der Deutschen Staatsoper Unter den Linden (rechts).

Die Abläufe von Festveranstaltungen ähneln sich. Fahnen, Präsidien, Hymnen. Und Redner, zwei in diesem Falle. Natürlich geben sie keine Anekdoten aus der Jugendzeit zum besten, Feierstunde fordert Feierwort. Aber wir wissen ja, was hinter diesen Lebensläufen steckt, haben mehr als einmal geschrieben über Heinz Keßler, Maschinenschlosser, Armeegeneral, Minister für Nationale Verteidigung der DDR, und Viktor Kulikow, Bauernsohn, Marschall der Sowjetunion, Oberkommandierender der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages.

Beide sprechen über die Tradition der Gemeinsamkeit. Auch das läßt sich personifizieren: Als der frischgebackene Zugführer Kulikow 1941 seine Heimat gegen die faschistischen Angreifer verteidigte, trat der Arbeiterjunge Keßler, Soldat damals, folgerichtig zur Roten Armee über, wurde später Mitbegründer und Frontbevollmächtigter des Nationalkomitees „Freies Deutschland“...

Unter den Zuhörern sitzen viele, die Geschichte nicht nur erlebt, sondern mitgestaltet haben. Zum Beispiel Hans Jendretzky, keiner möchte glauben, daß dieser mittelgroße Genosse mit dem lebendigen Gesicht und dem vollen, welligen Haar auf die Einundneunzig zugeht. Vor ein paar Tagen hat er uns in seinem Arbeitszimmer in der Volkskammer (er ist Vorsitzender der FDGB-Fraktion) temperamentvoll erzählt, wie er den 10. Geburtstag der sowjetischen Armee beging, 1928 in Rostow am Don als Abgesandter der Bundesleitung des Roten Frontkämpferbundes (RFB), der Schutz- und Wehrorganisation der deutschen Arbeiterklasse. Da halfen keine von Bescheidenheit diktierten Einwände, er mußte bei der Parade des 1. Kaukasischen Schützenregiments, das ihn, den Arbeiter in der RFB-Uniform, zuvor feierlich in seine Reihen aufgenommen hatte, neben dem Kommandeur vor der Sturmfahne marschieren. Sie wollten in seiner Person, sagten die Offiziere und Soldaten der im Bürgerkrieg vielfach erprobten Einheit, die Partei Karl Liebknechts, Rosa Luxemburgs und Ernst Thälmanns ehren.

Noch im gleichen Jahr fuhr in Fortsetzung dieser Begegnung eine 120 Mann starke Einheit des RFB, Schalmeienkapelle inklusive, ins nordkaukasische Grosny, heute Hauptstadt der ASSR der Tschetschenen und Inguschen. Einer der Teilnehmer, Erwin Schuckar aus Kleinköris, erinnerte sich später: „Zwei Uhr nachts, der Zug läuft in Grosny ein. Die Bahnhofshalle ist festlich geschmückt und von Scheinwerfern angestrahlt. Offiziere, Arbeiter- und Bauernsöhne im Waffenrock, salutieren. Die Fahnenkompanie erhebt die Fahnen, die Kapelle der Roten Armee spielt einen Marsch, die RFB-Delegation schreitet die Front ab. Noch stehen wir im Banne des Saluts, da befinden sich

Marschall Kulikow während seiner Ansprache. Im Präsidium der Festveranstaltung zum 70. Jahrestag der Sowjetarmee Erich Honecker, Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzender des Staatsrates und des Nationalen Verteidigungsrates der DDR,und weitere Pesönlichkeiten der Partei- und Staatsführung sowie hohe Militärs der Sowjetarmee.

Gedanken zu einer Festveranstaltung

schon alle Kameraden auf den Schultern der Offiziere, und wir werden zum Bahnhofsvorplatz hinausgetragen. Hier warten dicht beieinander Rotarmisten, die zur Begrüßung angetreten sind. Uns stehen die Tränen in den Augen…“

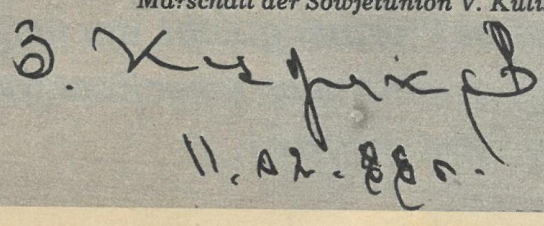
Daß Marschall der Sowjetunion Viktor Kulikow ausgerechnet in Grosny sein Leutnantspatent erwarb, ist nur ein Zufall, führt uns jedoch gedanklich zum Ausgangspunkt zurück: Sie hat tiefe und weitreichende Wurzeln, die Waffenbrüderschaft unserer Armeen. Und der Saal ist voller Geschichten davon, man braucht sie nur aufzuschreiben.

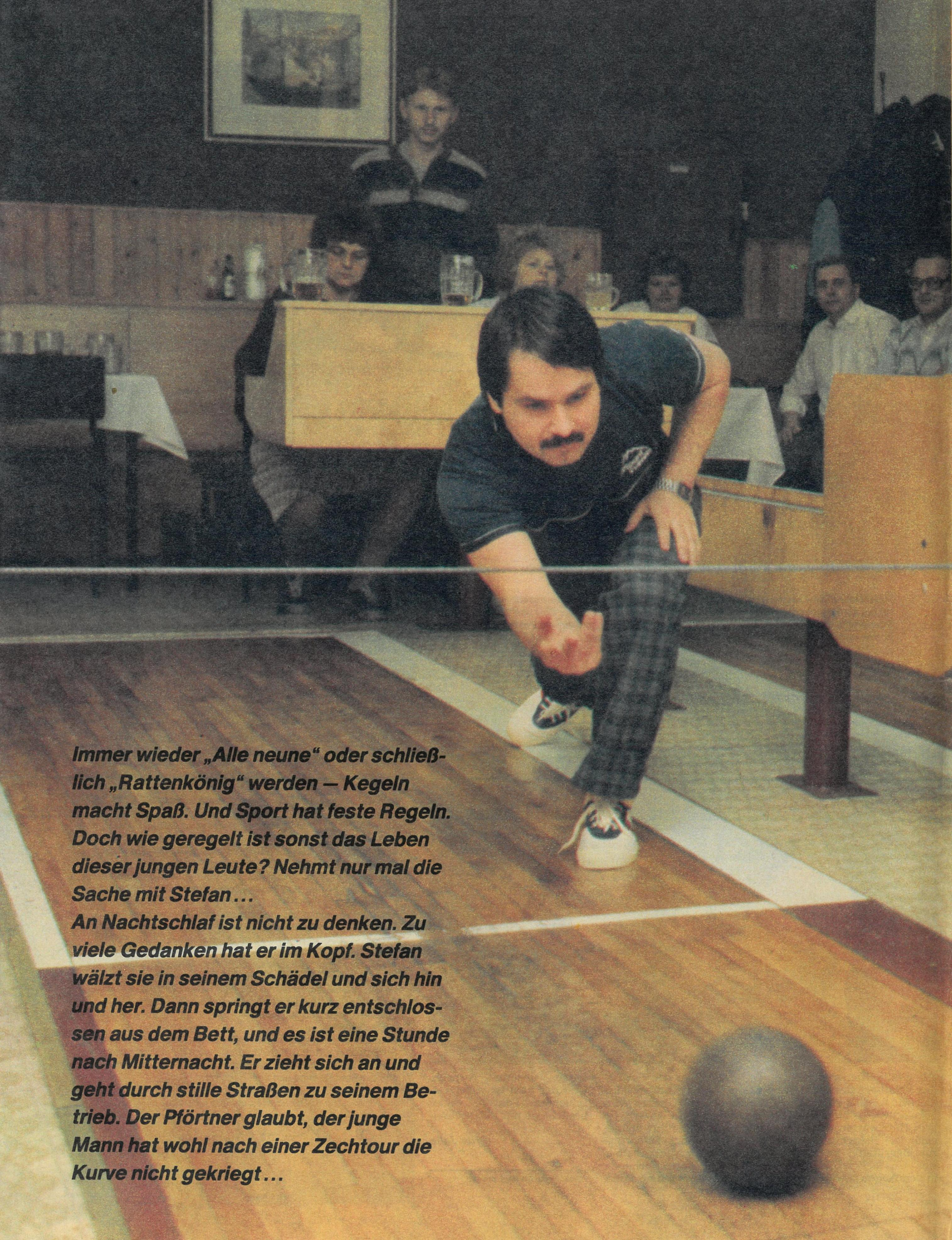
Fritz Jahn

Fotos: Detlef Christel, privat

Verehrte Leser der FREIEN WELT!
Mit der Zeitschrift verbinden mich die angenehmsten Erinnerungen. In den Jahren meines Dienstes bei der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland hatte ich nicht nur einmal Begegnungen mit Journalisten dieser ausgezeichneten Zeitschrift. Sie interessierten sich buchstäblich für alles – wie die militärische Ausbildung der sowjetischen Streitkräfte aussieht, welche Probleme den Oberkommandierenden und den einfachen Soldaten bewegen, wie der sowjetische Mensch lebt. Wir unsererseits suchten und fanden auf den Seiten der Zeitschrift Informationen über das Leben des mit uns befreundeten Volkes der DDR. Jede Zeile, jede Veröffentlichung war so etwas wie ein Bindeglied zwischen dem sowjetischen und dem deutschen Leser und brachte sie einander näher, half, einander besser zu verstehen.
Nun wurde mir liebenswürdig die Möglichkeit gegeben, aus Anlaß des im Mai 1987 in Berlin angenommenen Dokuments über die Militärdoktrin der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages einige Worte zu sagen.
Ich möchte die Besonderheit hervorheben: Die Militärdoktrin der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages besitzt strengen Verteidigungscharakter und ordnet sich der Aufgabe unter, keinen Krieg zuzulassen, weder einen nuklearen noch einen konventionellen Krieg. Das entspricht in vollem Maße den Erwartungen aller Menschen unseres und Ihres Volkes. Mehr Sicherheit als andere Länder beanspruchen die verbündeten sozialistischen Staaten nicht, doch auf weniger lassen sie sich auch nicht ein.
Als Oberkommandierender der Vereinten Streitkräfte versichere ich den Lesern von FREIE WELT, daß die Armeen der verbündeten Staaten, zu denen auch die Nationale Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik zählt, ausreichend gefechtsbereit sind, um jedem beliebigen Aggressor eine Abfuhr zu erteilen.
Ich nutze die Gelegenheit, allen deutschen Freunden meinen Gruß zu übermitteln, und ich bedanke mich für die warmherzigen und aufrichtigen Glückwünsche anläßlich des 70. Jahrestages der Sowjetarmee und Seekriegsflotte.

Hochachtungsvoll
Marschall der Sowjetunion V. Kulikow





Immer wieder „Alle neune“ oder schließlich „Rattenkönig“ werden – Kegeln macht Spaß. Und Sport hat feste Regeln. Doch wie geregelt ist sonst das Leben dieser jungen Leute? Nehmt nur mal die Sache mit Stefan …

An Nachtschlaf ist nicht zu denken. Zu viele Gedanken hat er im Kopf. Stefan wälzt sie in seinem Schädel und sich hin und her. Dann springt er kurz entschlossen aus dem Bett, und es ist eine Stunde nach Mitternacht. Er zieht sich an und geht durch stille Straßen zu seinem Betrieb. Der Pförtner glaubt, der junge Mann hat wohl nach einer Zechtour die Kurve nicht gekriegt …

Im Funkwerk Köpenick, Stammbetrieb des VEB Kombinat Nachrichtenelektronik, waren unsere Reporter Klaus Hurrelmann (Text), Volker Hohlfeld und Nina Rücker (Fotos)

Anschieben und dranbleiben

Anschieben und dranbleiben

Zu unentbehrlichen Aktivposten der wissenschaftlich-technischen Revolution haben sich die nun schon über 5400 Jugendforscherkollektive der FDJ entwickelt. Ihr Drang, Spitzenleistungen in Spitzenzeiten zu erreichen, sollte wirksamer unterstützt werden. Wie alle MMM-Teilnehmer betrachten es die Mitglieder der Jugendforscherkollektive der FDJ als höchste Anerkennung ihrer Arbeit, wenn die Lösungen und Forschungsergebnisse rasch genutzt und umfangreich nachgenutzt werden.

Erich Honecker auf der Beratung des Sekretariats des Zentralkomitees der SED mit den 1. Sekretären der Kreisleitungen

Fünf Jugendforscher vom Funkwerk Köpenick: Frank Girke, Siegfried Hampe, Heidrun Bensch, Uwe Lehmann und Stefan Hammer (linkes Foto von links nach rechts).

Auch da sind sie „programmatisch" dabei: Bestücken von Leiterplatten in der Vorfertigung (Farbseite).

Der Jugend Vertrauen! Schnell ist das gesagt und hingeschrieben. Vertrauen, Achtung, Anerkennung aber erwirbt man nicht im Handumdrehen. Dafür muß man schon etwas bieten. Nicht immer wird das von den Mitmenschen gleich gewürdigt. Oft ist ein gut Maß Geduld vonnöten. Aufeinander zugehen gehört dazu. Auch die jungen Leute, von denen hier die Rede ist, hatten's nicht leicht. Und andere mit ihnen nicht. Ein Jugendforscherkollektiv, junge Technologen im Direktorat Technik des Funkwerks.

In der Sackgasse?

Rekordverdächtig hurtig tanzen Finger über die Tastatur eines Computers. Und nach jedem leisen Klappern springt eine grün leuchtende Zahl, ein Buchstabe oder ein Symbolzeichen auf den sanft schimmernden Bildschirm. Zeile fügt sich an Zeile. Der junge Mann, der da so verbissen tippt, fängt an zu flüstern. Eindringlich, als ob er sich mit der Büromaschine unterhält. Er hat alles um sich vergessen. Dann werden seine Bewegungen zögerlicher. Bald dauert's Sekunden, bis er fast widerstrebend mal einen Mittelfinger auf eine Taste senkt. Gebannt starrt er dann auf die leuchtende Glasscheibe, und sein Flüstern geht in ein langgezogenes Brummen über. Unwille oder Zufriedenheit? Plötzlich ist seine Stimme laut und deutlich: „Hm, na jut, det war Quatsch", entschuldigt er sich bei seinem elektronischen Gegenüber. Ein Programmierer in der Sackgasse.

Wieder alles von vorn. Jeden Schritt führt der Bildschirm dem Grübelnden noch einmal zur Kontrolle vor. Und plötzlich beginnen dessen Finger einen fröhlichen Steptanz auf den Tasten. Erleichterter Seufzer: „So, das wär's erst mal!" Stefan Hammer stemmt sich mit beiden Händen von der Tischplatte ab, lehnt sich zufrieden weit nach hinten und kehrt somit in diese Welt zurück.

Schauplatz Technologie

Klammeraffen, Telefone, Stempelkissen, Bleistiftspitzer, Lineale... Auf Büroschreibtischen findet sich mancherlei Gerät. Noch sind bei den Technologen im Funkwerk Köpenick Arbeitsplätze mit einem Computer in der Minderzahl. Aber man überlese nicht das Wörtchen „noch"!

Technologie. Logisch, da wird wissenschaftlich mit der Technik umgegangen. Die Wissenschaft von den Gesetzmäßigkeiten technischer Vorgänge. Technologie – ein entscheidendes Glied in der Kette Wissenschaft–Technik–Produktion. Entscheidend nicht zuletzt für die rasche produktive Anwendung neuester Forschungsergebnisse.

Die Erzeugnisse des Kombinats Nachrichtenelektronik (Export in etwa 40 Länder) bewirken in vielen Bereichen der Wirtschaft enormen Zeitgewinn. Beispielsweise schaffen seine Erzeugnisse Informationsverbindungen in Sekundenschnelle. Unverzügliche Kommunikation entscheidet vielerorts über Effektivität, Qualität und Sicherheit. Man denke nur an das Verkehrs- und das Bauwesen, an die Landwirtschaft. Ohne UKW geht da kaum noch was. Ein neuentwickeltes Kurzwellen-Sendeempfangsgerät des Kombinats bleibt noch bei Temperaturen unter minus 40 Grad betriebssicher. Auch das begründet das Gütezeichen „Q", mit dem dieses Exporterzeugnis für die UdSSR ausgezeichnet wurde.

Und doch soll, so sagt es Siegfried Hampe anschaulich-übertrieben, und doch soll bei all ihrer Bedeutung die Technologie in einem Dornröschenschlaf gelegen haben. Nicht die Technologen schliefen, aber an ihren Arbeitsmitteln schien der Fortschritt vorbeigestürmt zu sein. Auch Technologen brauchen dringend Möglichkeiten für Zeit- und Effektivitätsgewinn, Raum für mehr Schöpfertum. Ökonomie der Zeit! Weg mit zeitraubenden aufwendigen Routinearbeiten, wie es nun mal das Kramen in Karteikästen oder das Zusammenstellen endlos langer Zahlenkolonnen ist. So was dauert, auch wenn man noch so versiert ist.

Am Anfang war das Wort

Kurzum, der Plan der Wissenschaft und Technik des Kombinats forderte die „Schaffung rechnergestützter Arbeitsplätze für Technologen".

Alles begann mit Studien, mit gründlichen Untersuchungen. Die Arbeitsschritte der Technologentätigkeit wurden gedanklich auseinandergepfriemelt – von der Entwicklung eines Erzeugnisses bis zu seiner Überleitung in die Produktion, natürlich auch Änderungen an laufenden Serien. Alles, was geschehen muß, damit ein Teil hergestellt werden kann, muß der Technologe im vorhinein ... nachvollziehen.

Manches davon läuft inzwischen im Funkwerk rechnerisch, sagt Siegfried Hampe, Chef der Jugendforscher... seit Andrea Liebert ihr Mütterjahr nimmt. Die junge Frau hatte von Anfang an die Fäden in der Hand, als 1985 das Jugendforscherkollektiv berufen worden war. Eine Frau. Die Chose – ohne Frauen wäre sie nicht gegangen.

Aber am Anfang, da war nur das Wort. Die Aufgabe. Zunächst galt es, zu ergründen und zu begründen, wie und schließlich mit welcher Rechentechnik sie gelöst werden könne. Mit Feuereifer arbeiteten die jungen Leute, die meisten mit einem ganz frischen Diplom in der Tasche und begierig auf ein erstes berufliches Erfolgserlebnis. Schließlich, nach etwa einem Jahr, hatten ihre Analysen Hand und Fuß. Und dann die kalte Dusche: Sie bekamen keine Rechner. Der Pioniergeist drohte, in Hoffnungslosigkeit umzuschlagen. Hatte man sie nicht ernst genommen? Ein Jahr vergebliche Forschungsarbeit, ein Jahr Lohn für... Schularbeiten? Es schien kein Weg zur praktischen Umsetzung zu führen. Ihre Rechner wurden nicht bilanziert. Stand jetzt die Frage so: Das Thema abbrechen, die Gruppe auflösen?

Auf einer Zentralen Messe der Meister von morgen gab es ein Forum mit Genossen Felix Meier, ihrem zuständigen Minister für Elektrotechnik und Elektronik. Ein junger Funkwerker eröffnete nach heftigem inneren Kampf

BT120

Heidrun „fand die berufliche Alternative“ und Uwe „will hier noch schlauer werden“.

(durfte er das überhaupt wagen, ohne Ab- oder gar Zustimmung im Betrieb?) die Fragestunde. Schilderte die Sachlage, die zur Zwangslage geworden war, und fragte, ob und wie sie weitermachen sollten. Der Minister versprach Unterstützung. Konnte jedoch auch keine Klärung von heute auf morgen anbieten. Aber sein Ministerium würde dranbleiben. Nach einer Woche kamen zwei seiner Mitarbeiter, „die prüften sehr kritisch unsere Vorarbeit. Dann haben wir gemeinsam nach Wegen gesucht und die notwendigen Rechner bekommen“, sagt Udo Auerbach. Noch nicht einmal zwei Jahre ist das her. Heute, da der Bedarf an mikroelektronischer Rechentechnik dank großer Anstrengungen in Kombinaten wie ROBOTRON entscheidend besser gedeckt wird, mutet das an wie ein Anachronismus.

Praktisch waren alle ahnungslos

Vorhin war vom Vertrauen, von der Achtung die Rede. Geschenke, die nicht auf dem Präsentierteller überreicht werden. Jetzt sei hier eine Besonderheit mitgeteilt, die zunächst mehr oder weniger für jeden der jungen Himmelsstürmer zutraf: Sie besaßen als Absolventen technischer Hoch- und Fachschulen von moderner Rechentechnik nur Kenntnisse, die „höhere Allgemeinbildung“ zu nennen waren. Praktische Erfahrung hatte keiner…

Siegfried Hampe: „Ich studierte an der Technischen Hochschule Ilmenau Gerätetechnik. Fing zunächst im Ratiomittelbau des Funkwerks an, als Konstrukteur am Reißbrett, und gewann bei meiner ersten selbständigen Aufgabe eine wichtige Lebenserfahrung. Ich sollte eine arbeitserleichternde Vorrichtung zum Verdrahten von Leiterplatten konstruieren… Man muß auch erst den nötigen Ernst lernen, wie man an so was herangeht. Ich bekam alles zurück… Eine Einarbeitungszeit muß wohl jeder Hochschulkader durchmachen, bis er voll einsetzbar ist. Fachlich, und auch, was die Disziplin angeht. Jeder hat Flausen im Kopf und ist bitter enttäuscht, wenn sich nicht alles so darstellt. Da muß man die Flausen von den wirklich guten Ideen trennen. Aber dann nicht locker lassen…“

Die Aufgabe des Jugendforscherkollektivs besteht also darin, im Bereich der Technologie zeitaufwendige Arbeiten abzubauen, formale, sich ständig wiederholende Tätigkeiten einzuschränken.

Prozellan zertöppert

Udo Auerbach: „Viele unserer Kollegen sind nicht mehr die Jüngsten. Aber die Produktion muß sich ständig verjüngen, um die jährliche Erzeugniserneuerungsrate von dreißig Prozent zu sichern. Da kommt pausenlos unheimlich viel auf die Technologen zu. Ohne Rationalisierung ist das nicht zu bewältigen.“

Das fordert, man muß es so sagen, vor allem behutsame und geduldige ideologische Arbeit. Angst und Mißtrauen vor neuer Technik mußten frühzeitig abgebaut werden, um manchem Kollegen ein neues, interessantes Betätigungsfeld zu erschließen. „Ja, wir haben auch Porzellan zertöppert“, sagen sie heute. „Man kann doch einem älteren Kollegen keinen Vorwurf machen aus der Kluft zwischen der Ausbildung, die er seinerzeit erwerben konnte, und dem, was heute notwendig ist.“

„Man kennt das ja“, ergänzt Siegfried. „Wenn was Neues kommt, wird nach Fehlern gesucht und gespottet, wenn was nicht hinhaut. Wenn aber einer mitgemacht hat bei der Einführung, dann identifiziert er sich damit.“

Das war der Weg! Das lernende und forschende Jugendkollektiv erarbeitete nicht nur die „Software“, das, was der Mensch den elektronischen Maschinen eingeben muß, damit sie ihm dienen. Es ging gleichzeitig mit großem Elan daran, seine Vorstellungen zu erklären und …dabei die künftigen Nutzer einzuarbeiten.

Die Jugendforscher unterstützten fleißig die betrieblichen Bildungseinrichtungen, besonders bei praktischen Übungen an den neuen Computern. Da saßen also Alte und Junge beisammen, knobelten, übten, verzweifelten mal und freuten sich, wenn wieder ein Licht aufgegangen war. Ungemein wichtig war jene Regelung (die nicht jeder gleich gut hieß): Freitags durfte, wer von den Technologen wollte, eine Stunde lang vor Feierabend am Computer spielen. Mancher mußte ja seine Scheu überwinden, auch nur einen Knopf eines so teuren und geheimnisvollen Geräts niederzudrücken. Dieser Spiel(be)trieb münzte sich um in Effekte.

Familienangelegenheiten

Jeder von ihnen hat sich schon mal festgebissen und den Feierabend vergessen, wenn sich auf einem Lösungsweg eine Klippe quer stellte. Stefan Hammer macht dem Reporter klar: „Das ist doch völlig normal bei solcher Tätigkeit. Ich finde das nicht gut, daß man so was hochstilisiert. Wir machen unsere Arbeit, und andere machen anderes.“

Anschieben und dranbleiben

Seine Freunde aber hatten den Stefan schon „verpetzt“, und so mußte er doch folgendes erzählen: „Ich war eines Tages ziemlich mißmutig nach Hause gekommen, war an einen toten Punkt in einem Programm geraten. Fand keinen Schlaf. Und dann, um ein Uhr nachts, sagte ich mir: Bevor du dich jetzt noch länger herumwälzt, gehste in den Betrieb, machst weiter. Na ja, die Wache am Tor guckte komisch, dachte, ich käm von 'ner Feier…“ Wie er den Pförtner überredet hat, ist hier ohne Betracht! Aber früh um fünfe hatte er alles geschafft!

Einleuchtend, daß solches Verhalten auch die Familien nicht unbehelligt läßt. Udo Auerbachs Frau hat Wirtschaftswissenschaft studiert und arbeitet im Funkwerk als Planungsingenieurin in der Technologie. Eine derjenigen, die durch die Arbeit ihres Mannes unmittelbar betroffen sind. Oder optimistischer formuliert: Sie nutzt für ihre Tätigkeit Computerprogramme, an denen ihr Mann mitgewirkt hat. Udo: „Also, das Funkwerk hat unsere Ehe nicht gestiftet, ihr aber viel abverlangt.“

Weiter: „Manchmal wird das wirklich brenzlig für das häusliche Klima. Man hat sich den ganzen Tag am Rechner herumgeplagt, geht endlich nach Hause, und die Frau kommt noch einmal mit ganz konkreten Zweifeln, die sie aus ihrer praktischen Sicht bei der Sache quälen…“

Udo dann im Brustton tiefster Überzeugung: „Unseren Partnerinnen gebührt Hochachtung, Dank für das Verständnis, das sie der Sache entgegenbrachten. Sie steckten gewiß manchmal was weg, wenn man grimmig und zerschlagen war nach einem Tag, an dem nichts gelaufen war…“

Heidrun Bensch, als studierte Mathematikerin im Jugendforscherkollektiv, sieht als Mutter von zwei Kindern die Sache so: „Mein Mann ist Entwicklungsingenieur, allerdings nicht im Funkwerk. Der hat ein ganz anderes Denken als ich. Er geht unheimlich praktisch vor. Und ich sehe erst mal alles theoretisch. Wir ergänzen uns prima. Und er hat begriffen, daß ich in diesem Kollektiv meine berufliche Alternative gefunden habe, die mich voll ausfüllt. Und stellt sich darauf ein, auch bei der Hausarbeit. Ab und zu verlagere ich auch meine Arbeitszeit, wenn ein Kind krank ist, so daß wir uns zu Hause bei der Betreuung abwechseln können.“

Noch schlauer werden

Jedes andere Kollektivmitglied wäre auch ein schier unerschöpflicher Gesprächspartner für einen Reporter. Frank Girke, früher bei der Post und dort mit Elektrotechnik befaßt, muß „nun Elektronik lernen“, weil er die Wartung der Rechner übernehmen soll. Oder Uwe Lehmann, den sie den „Lehrling“ nennen, obwohl er seit September Facharbeiter für Datenverarbeitung ist. Der hier, wo er seine Lehre absolviert hat, „noch schlauer werden will“. Immerhin gehört er nun voll und gleichberechtigt zu diesem Kollektiv junger Berliner, die ihrem Betrieb eine Selbstkostensenkung von 2,2 Millionen Mark und eine Arbeitszeiteinsparung von 31 800 Stunden bringen.

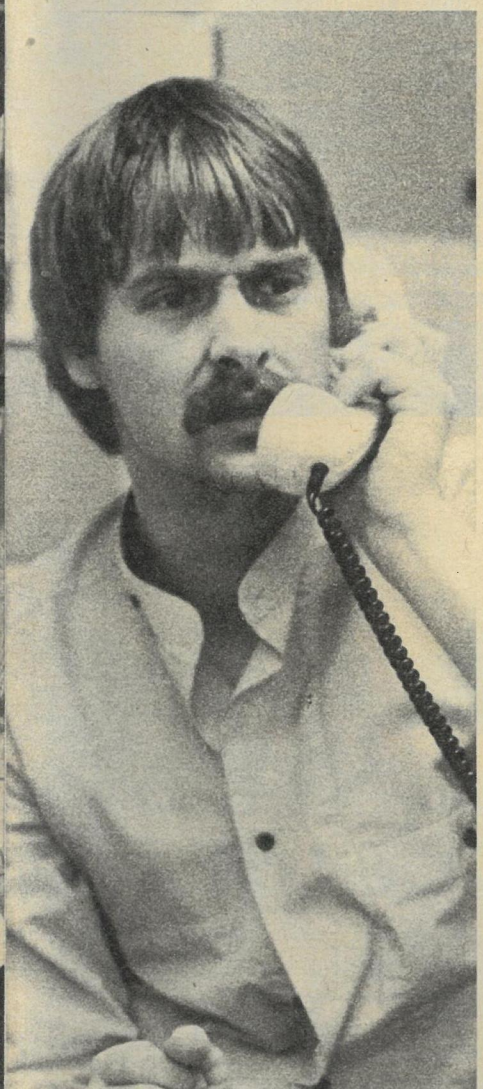
Anderswo, und das soll hier nicht verschwiegen werden, anderswo, vielleicht im wenig entfernten Westberliner Bezirk Neukölln, hätte mancher Werktätige für derlei Überlegungen und Ergebnisse bitter zu bezahlen. Dort ist Rationalisierung verbunden mit Angst vor Arbeitslosigkeit, vor unverschuldeter Armut, die man „neue Armut“ nennt. Was sich möglicherweise hier wie dort rechnerisch ähnlich bilanzieren ließe, bekommt hierzulande ein positives und bekäme dort unweigerlich ein negatives Vorzeichen…

„Rein menschlich“ gesehen.

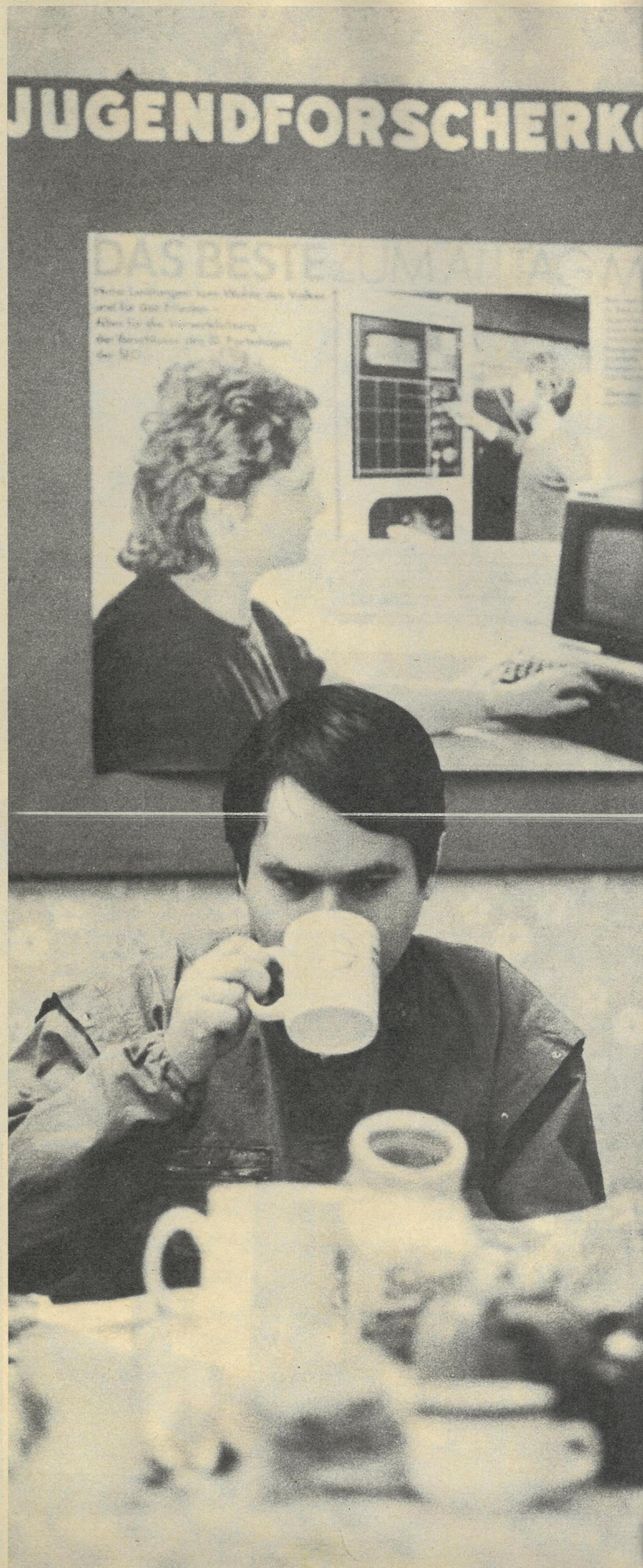
Epilog

Beim Frühstück. Zu dieser Viertelstunde kommt jeder, der irgend Zeit hat, an den Tisch. Sie beraten, wie ihrem Siegfried der herbe Verlust einer geliebten Zimmerpalme zu ersetzen sei. Vielleicht eine neue zum Geburtstag? Stefan ganz trocken: „Besser 'ne Schachtel mit Dattelkernen. Das spart Kosten, und er lernt noch was dabei.“ Jugendforscher kommen offenbar nur selten aus ihrer Haut…

Stefan Hammer: „Man sollte uns nicht hochstilisieren!!!“ (unten).



Siegfried Hampe: „Flausen aussortieren und dann nicht locker lassen!“ (Bild rechts).



Kreuzberg – Sozialamt: Punks mit Hunden, normale Durchschnittsarbeitslose, Alte, Mütter mit Kindern, buntgemischt der Besucherstrom. Ein junger Mann mit einem ganz kleinen Mädchen fällt mir auf. „Jasmin ist unser Wunschkind", erzählt mir der Neunzehnjährige. „Als sie geboren wurde, hatte ich noch Arbeit bei Eternit als ungelernter Former. Meine Frau hat ihren Job aufgegeben in der Imbißstube, um für die Kleine da sein zu können. Doch seit sechs Monaten bin ich arbeitslos. Das Geld reicht kaum für das Nötigste, allein 500 DM gehen für die viel zu kleine Wohnung drauf. Aber wir werden schon durchkommen, weil wir uns mögen."
In Westberlin gibt es nach neuesten offiziellen Daten 98 000 Arbeitslose, das sind 11,4 Prozent, 10 000 Obdachlose, 157 000 Sozialhilfeempfänger, 8000 Drogenabhängige... Heute bleiben nicht mehr nur die älteren Arbeitslosen auf der Strecke, sondern auch viele Jugendliche – besonders betroffen sind die, die keine abgeschlossene Bildung haben.
Vom Sozialamt Kreuzberg bis zur Kottbuser Brücke ist der Weg nicht weit – ich laufe 10 Minuten. Doch auch für die Betroffenen dauert es oft nicht lange, bis sie auf der Bank am Ufer herumhängen. Wer nicht die Kraft hat, mit seiner durch Arbeitslosigkeit ungewollten freien Zeit fertig zu werden, wer den Weg zu den Ämtern scheut, wer die überhöhten Mieten nicht zahlen kann, der liegt schnell auf der Straße. Die Straße aber ist keine Heimstätte für gute Gefühle. Wer als Kind schon einmal Alkohol probiert, an Mutters Nagellackentferner geschnüffelt hat, weiß um die Wirkung der Droge. Und greift wieder danach wie die anderen, die auf der Straße liegen. Die Wissenschaft nennt die Betroffenen dann „politoxikomanische Drogengebraucher".

Süchtige Jugendliche an der Kottbuser Brücke: die Drogen gehen „quer durch die Apotheke“: Pille, Joints, Heroin – Alkohol und Pattex-Lösungsmittel („Schnüffler“, der mit der Tüte) gelten kaum als Drogen.

Wunschkind Jasmin mit ihrem arbeitslosen Vater auf dem Sozialamt Kreuzberg.

Jenseits vom Glück

Sie haben kaum noch die Kraft, Hilfe zu suchen, sehen ihr Ziel einzig in der Beschaffung neuen Stoffs. Zu Kriminalität und Prostitution ist es nur noch ein kleiner Schritt. Wer in diesen Strudel geraten ist, hat es schwer, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Viola von der „Schnüfflerhilfe“ gibt mir eine Broschüre des „Vereins für Suchtpräventation und Therapie mit Drogenabhängigen e. V.“. Dort lese ich unter anderem: „Wir können das Drogenproblem nicht mechanisch lediglich als Reflex auf abzählbare Sozialdefizite begreifen, sondern wir setzen es in Beziehung zu bestimmten Strukturmerkmalen dieser Gesellschaft.“

Detlev Steinberg (Bild und Text)

Ich danke Viola und Jürgen und allen, die Auskunft gegeben haben, für ihre Unterstützung.

Obdachloser Bettler auf der Kottbuser Straße

Von der Polizei gut bewacht am 8. 2. 88 auf dem Wittenbergplatz: Die Künstlergruppe „Büro für ungewöhnliche Maßnahmen“ organisiert eine satirische „Abbittveranstaltung“ zu ihrem eigenen Protest gegen den Mißbrauch von Personen-Datenspeichern.

Fassadenaufschrift in der Kreuzberger Mariannenstraße

„Hydras Hurenball“ im Kongreßzentrum: Der Erlös soll den Straßenmädchen den „Ausstieg“ erleichtern.

● Wörtlich

Wer die heutige Weltlage betrachtet, muß, ob klein oder groß, seine Mitverantwortung kennen. Die Pflicht zur Zusammenarbeit und die Pflicht, seinen Beitrag zu leisten, bemißt sich nicht nach Quadratkilometern.

Hans Brunhart, Regierungschef des Fürstentums Liechtenstein

● Kurz berichtet

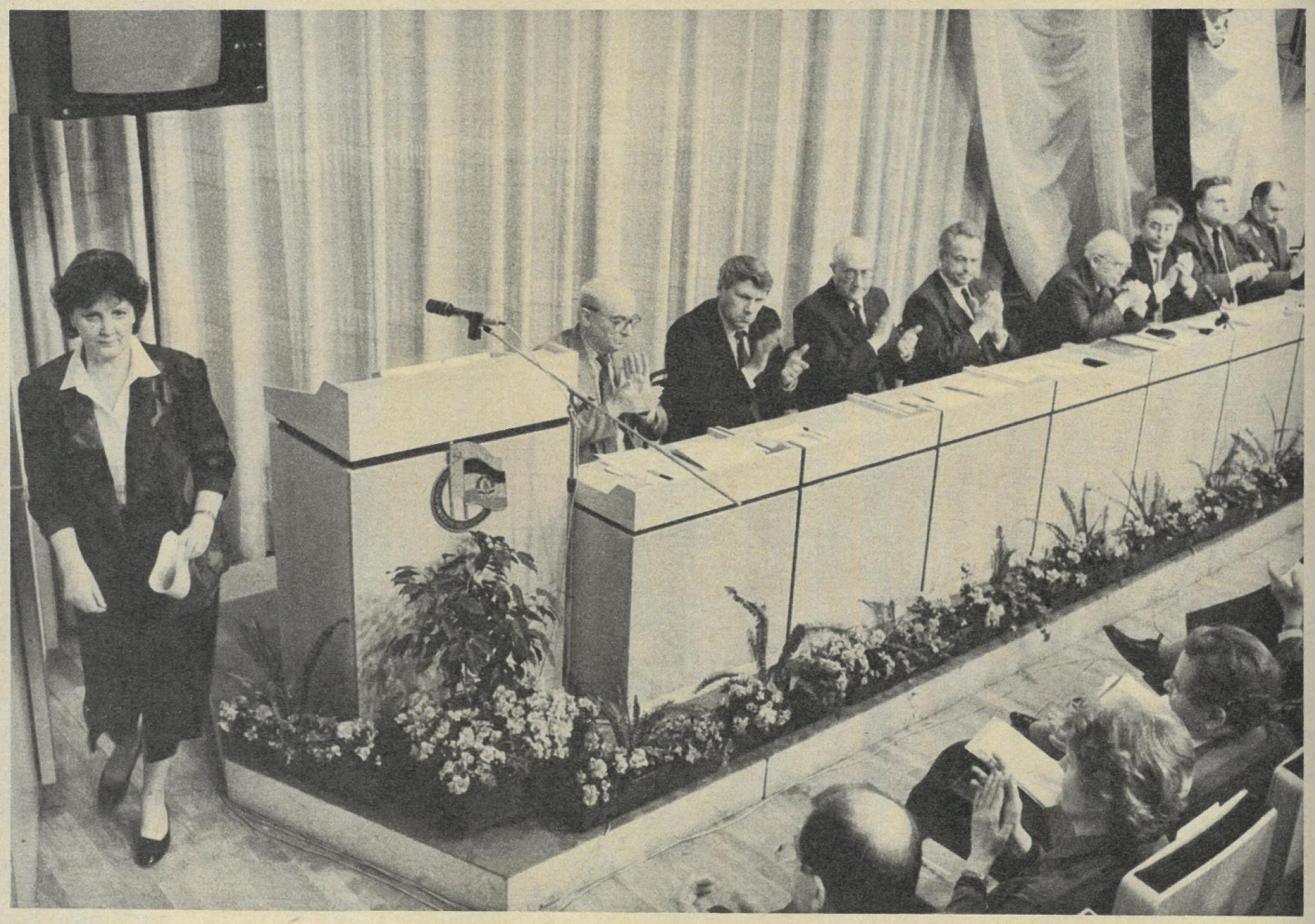
Eine Ginsengwurzel mit dem sensationellen Gewicht von 250 Gramm wurde im Botanischen Garten von Winniza geerntet, wo man seit zehn Jahren an der Akklimatisierung dieser fernöstlichen Lebenswurzel in der Ukraine arbeitet. Rund 25 000 Setzlinge werden von hier jährlich an Züchter verschickt.

Ein Viermarkensatz zum Thema „Dörfer heute" ist in der Volksrepublik China herausgegeben worden. Dazu gehören die beiden Motive „Frisches Gemüse" und „Beim Viehfüttern".

In der Vela Grotte auf der jugoslawischen Adria-Insel Korčula wurde das Skelett eines zweieinhalbjährigen Kindes entdeckt. Experten schätzen das Alter des Fundes auf 7000 Jahre. Daneben kamen Überreste von Grabbeigaben zum Vorschein, die auf ein ebenso altes Begräbnisritual schließen lassen.

Neue Sudhäuser sind jetzt in der „Budvar"-Brauerei in České Budějovice in Betrieb genommen worden. Mit ihnen können an einem Tag 4500 Hektoliter Jungbier erzeugt werden – doppelt soviel, wie mit den alten Anlagen möglich war.

Mit der Übergabe eines neuen Abschnitts der Bukarester Metro verfügt die rumänische Hauptstadt jetzt über ein unterirdisches Streckennetz von fast 50 Kilometern. 850 000 Bukarester benutzen täglich die Metro, die etwa ein Viertel des innerstädtischen Personenverkehrs bewältigt.



Nur noch rund 12 Wochen...

Sie kam von der Clara-Zetkin-Oberschule in Rastenberg im Kreis Sömmerda: Erika Hahn (Foto oben; unten mit Erich Mückenberger), seit einem Vierteljahrhundert Russisch-Lehrerin und seit vielen Jahren Mitglied des DSF-Zentralvorstandes. Die Pädagogin sprach über den historischen Vertrag von Washington, den Gorbatschow und Reagan am 8. Dezember feierlich unterschrieben, von der Hoffnung auf eine atomwaffenfreie Welt, die er bei Millionen weckte. Und sie zitierte Schülerstimmen. Beispielsweise diese aus einer 9. Klasse: „Es ist schon etwas Besonderes, wenn zwei Staaten bereit sind, modernste Waffen zu verschrotten. Das wird sich auf das Klima in der Welt auswirken." Vor Erika Hahn hatte ein Mann aus einem unserer führenden Kombinate ums Wort gebeten: Dr. Waldemar Skarus von Zeiss Jena, Vorsitzender der DSF-Grundeinheit eines Forschungszentrums. Zugleich auch, wie er selbst sagte, „Leiter eines Kollektivs, das mit Erfolg versucht hat, einen Weg zur Spitze zu gehen und ein Erzeugnis der Hochtechnologie zu schaffen". Und weiter wörtlich: „Der Anteil der Grundeinheit der DSF bestand darin, daß die Vorstände der beteiligten Organisationseinheiten darauf Einfluß nahmen, in die Wettbewerbsprogramme konkrete Verpflichtungen aufzunehmen. Schwerpunktaufgaben wurden als Objekte der DSF übergeben. Von Vorteil war auch, daß einige der am Projekt beteiligten Leiter gleichzeitig auch Funktionäre unserer Gesellschaft sind, meistens Absolventen sowjetischer Hochschulen." Und noch eine Feststellung hatte Dr. Skarus getroffen, die allgemeine Zustimmung fand: „Disziplinierte, fleißige, tägliche Arbeit, Schöpfertum, Engagement, gewissenhafte Planerfüllung, Unduldsamkeit gegenüber Mängeln – das sind Eigenschaften, deren politische Tragweite in Gegenwart und Zukunft immer mehr anwächst." Dr. Skarus und Erika Hahn (LDPD) gehörten zu den Diskussionsrednern auf der 12. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, die – rund 12 Wochen vor dem 13. Kongreß – im Berliner Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur stattfand. Im Bericht, den Sekretär Valery Fischmann vortrug, wurde betont, die Rede Erich Honeckers vor den Kreissekretären der SED gäbe auch der Freundschaftsgesellschaft langfristige Orientierung für ihre Tätigkeit. Die Tagung faßte einen Beschluß zur allseitigen, umfassenden Unterstützung des FDJ-Aufgebotes „DDR 40". Im Schlußwort wies Präsident Mükkenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, darauf hin, in der Aussprache in Vorbereitung des 13. Kongresses wachse die Aktivität der Grundeinheiten. In vielen würden Schlußfolgerungen gezogen für ein noch größeres Engagement bei der Lösung der spezifischen Aufgaben in diesem Jahr.

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Kälte kontra Grippefieber?

Auskünfte zur derzeit in der Sowjetunion grassierenden Grippewelle gab Galina Lasikowa, Hauptepidemiologe im Ministerium für Gesundheitswesen der UdSSR.

Nach dem Jahreswechsel erschienen auch in der DDR-Presse erste Meldungen über sehr viele Grippefälle, besonders in der sowjetischen Hauptstadt. Wie ist die Situation zur Zeit?

Jetzt im Februar hatten wir in Moskau durchschnittlich 50 000 Grippeerkrankungen. Aber die Zahl schwankt in Abhängigkeit von den täglichen Neuzugängen. Statistisch gesehen steht der Montag ganz oben. Die meisten Menschen, die freitags oder am Wochenende vom Virus befallen werden, gehen erst am Montag zum Arzt. Insgeheim hoffen sie wohl, sie werden an den freien Tagen schon allein über den Berg kommen.

Wie verläuft die Krankheit?

Hohes Fieber, Muskelschmerzen, allgemeine Schwäche und Entzündungen im Halsbereich sind die Symptome. Doch normalerweise gibt es keine ernsthaften Komplikationen. Bei richtiger Behandlung fällt die Temperatur nach fünf Tagen.

Gab es Todesfälle?

Ja, wir haben einige Opfer zu beklagen. In Moskau waren es bisher zwei.

Die Epidemie ist aber längst nicht auf die sowjetische Hauptstadt beschränkt?

Das Allunionszentrum für Grippe und akute Infektionskrankheiten verfolgt ständig die Situation in hundert weiteren Städten, die sich in allen Klimazonen der Sowjetunion befinden. Kurz vor Neujahr kamen ja die ersten alarmierenden Signale. In Moskau und auch in Alma-Ata wurde der sogenannte „Schwellwert" überschritten – die Erkrankungen erreichten eine Zahl, bei der man vom Beginn einer Epidemie sprechen mußte. Anfang Januar kamen Aschchabad, Ulan-Ude, Kuibyschew und Woronesh hinzu. Dann Tbilissi, Taschkent und Tschita. Jetzt ist die Grippe im Transkaukasus zu beobachten. Die europäischen Teile der UdSSR, außer Moskau, sind noch unberührt.

Der geographische Verlauf der Epidemie durch alle Klimazonen der Sowjetunion ist wohl auch ein eindeutiger Hinweis darauf, daß insgesamt gesehen nicht das Wetter am Ausbruch dieser Grippe schuld sein kann?

Ja, ursächlich verantwortlich ist der „wetterunabhängige" Virus vom Typ A/H3 N2, gegen den es die von den Wissenschaftlern auf dem vorletzten Parteitag versprochene „Bombe" leider immer noch nicht gibt. Der Virus geht seit 1968 um die Welt, „Grippewetter" allerdings begünstigt den Ausbruch der Erkrankung nach erfolgter Infektion.

Vor der Epidemie sind laut Zeitungsberichten 47 Millionen Menschen prophylaktisch zum Schutz geimpft worden....

Und zwar gegen den Virus vom Typ B! Aber es kam, allen internationalen Prognosen zum Trotz, der Virus vom Typ A. Dieser „Fehlgriff" kann aber kein Argument gegen eine Grippeschutzimpfung überhaupt sein, denn gerade auch bei der ersten Auswertung dieser Epidemie zeigt sich schon, daß die Geimpften die Erkrankung in jedem Fall leichter überstehen und der Krankheitsverlauf flacher ist.

Handelt es sich diesmal um eine besonders schwere Epidemie?

Sie ist nicht vergleichbar mit den großen Epidemien der 50er und 60er Jahre. Die jetzige Grippewelle wächst nur sehr langsam. Die Erkrankungen verdoppelten sich bis heute lediglich, in den 50er und 60er Jahren hatten sie sich verfünffacht!

Steht der Höhepunkt der Grippewelle noch bevor?

Es wird wohl keine Komplikationen in der epidemiologischen Situation unseres Landes geben. Das typische Grippewetter wurde außerdem durch eine Frostperiode abgelöst, die uns zumindest in Moskau zu Hilfe kommt.

Interview:
Bernd Siegmund

Attraktiv

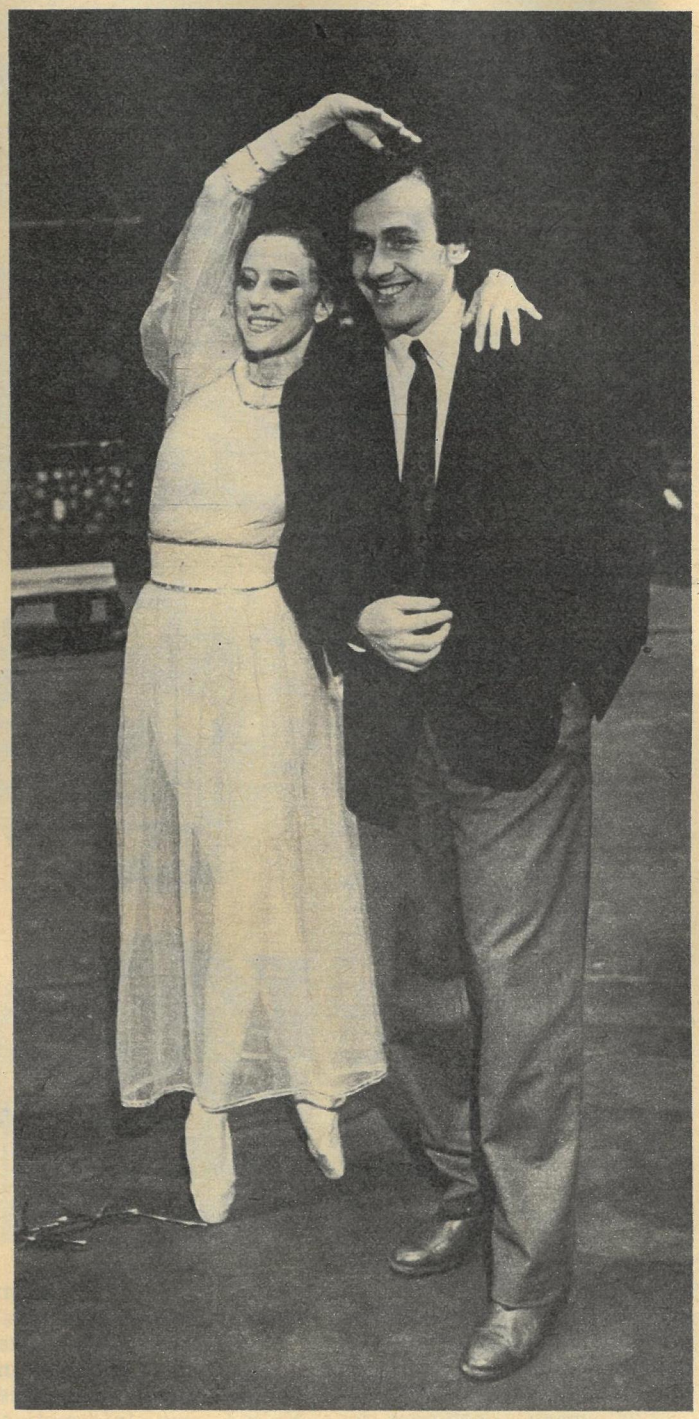
...ist nicht nur sein Spiel, sondern auch die Dame an seiner Seite: Michel Platini – ehemaliger Kapitän der Fußball-Auswahl Frankreichs und Gast eines Turniers in Moskau – nach einem Ballettabend im Bolschoitheater mit Maja Plissezkaja beim „Pas de deux".

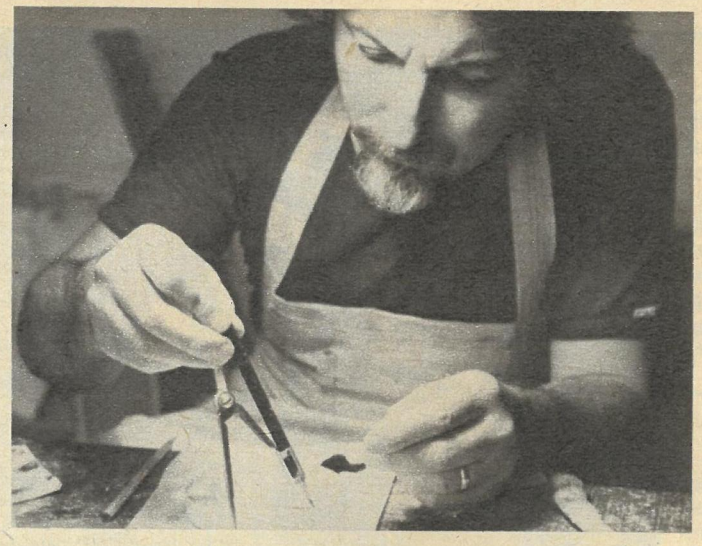
Dekorativ

...sind die Keramikerzeugnisse der Fabrik Jihotvar im südböhmischen Hrdějovice. Hier wird jeder Rohling einer gewissenhaften Prüfung unterzogen, bevor er in den Brennofen kommt. Von hoher Qualität sind daher die rund 150 000 Gebrauchs- oder Dekorationsgegenstände, die – weiß, braun glasiert oder handbemalt mit traditionellen Motiven – jährlich das Werk verlassen.

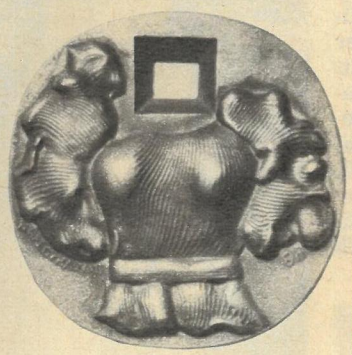
Massiv

...und zugleich bizarr wirken die zum Teil übermannsgroßen eisigen Kunstwerke, die täglich Tausende Besucher in den Pekinger Beihai-Park lokken. Neben Eislaternen in Form von Blumen und Tieren sind auch Skulpturen sowie eine sieben Meter hohe Pagode zu bewundern. Das Eisschnitzen hat in China eine jahrhundertealte Tradition. Es entwickelte sich vor allem in der nordöstlichen Provinz Heilongjiang, wo die Temperaturen im Winter auf minus 30 Grad Celsius sinken.





Medaille für Kosmosflug

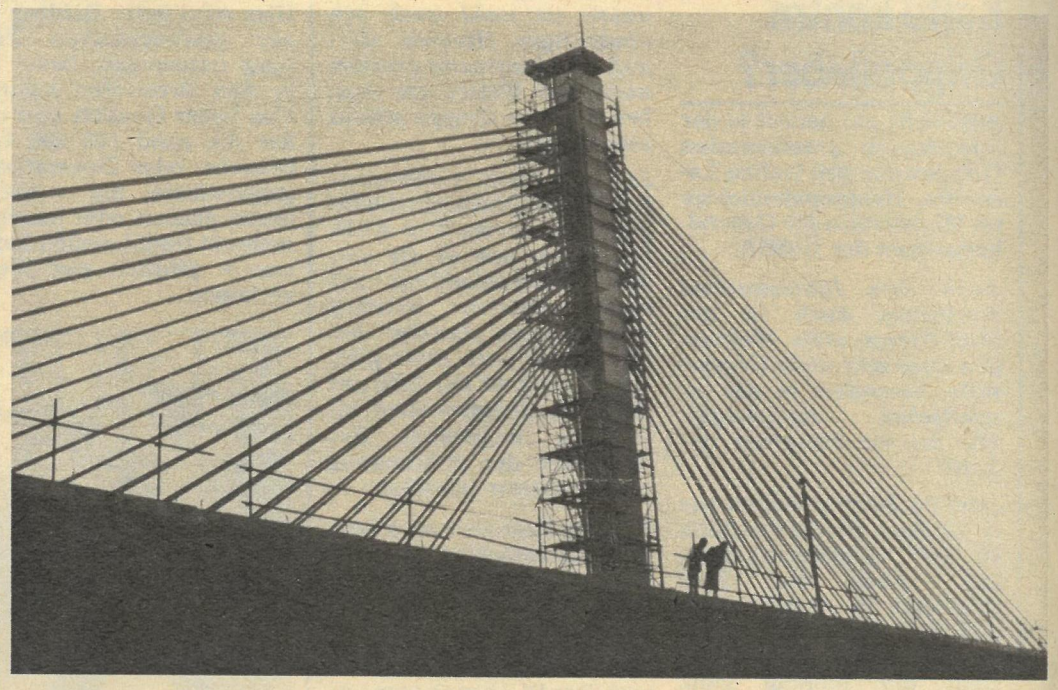


„Die Eigenart der Medaillenkunst besteht darin, daß sie vielseitige Fähigkeiten einschließt, weil sie eine Synthese von Zeichnung, Plastik und malerischen Effekten darstellt." So charakterisiert der bulgarische Medailleur Bogomil Nikolow (Foto oben) die Kunst, der er sich seit seinem Studium in Sofia und Moskau verschrieben hat. Seine originellen plastischen Kleinskulpturen der Medaillenkunst zeichnen sich durch Präzision und Plastizität, durch stilistisch gut gewählte Schrift und künstlerische Suggestion aus (rechts oben: „Nike", 1977; rechts: „Die Mutter Georgi Dimitroffs", 1983; unten rechts: „Rada", 1981). Der Künstler, Jahrgang '43, ist Autor einer Vielzahl von Jubiläumsmünzen, unter anderem aus Anlaß des 1300jährigen Bestehens des bulgarischen Staates im Jahre 1981. Zu Ehren des ersten gemeinsamen Kosmosfluges UdSSR–Bulgarien hatte er eine Medaille geschaffen, die mit den Kosmonauten ins All flog. Sein Selbstporträt in ungewöhnlicher Perspektive (links unten) befindet sich jetzt im Besitz des Britischen Museums London. Auch in der DDR können wir seiner Kunst begegnen: Sechs seiner Medaillen sind im Berliner Bode-Museum und vier im Museum für Deutsche Geschichte zu sehen. Im Herbst vergangenen Jahres präsentierte sich Bogomil Nikolow zum zweiten Male mit einer Personalausstellung von 60 Plaketten und Medaillen im Bulgarischen Kultur- und Informationszentrum in der DDR-Hauptstadt, die von Spezialisten, Numismatikern, Grafikern und Bildhauern, einhellig gelobt wurde. „Diese zweite Ausstellung Unter den Linden in Berlin war für mich ein großes Erlebnis", sagt Bogomil Nikolow, „weil es in der DDR viele Traditionen sowie Kritiker und Sammler gibt. Mein großer Wunsch ist es jetzt, in Bulgarien – und zwar im Dorf Kowatschewzi, dem Geburtsort Georgi Dimitroffs – ein ständiges Museum für Medaillenkunst zu gründen."

Minka Zlatewa

Expreß-Hilfe

Historische Ambulanzen und Rettungsfahrzeuge aller Art können derzeit in der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag besichtigt werden. Sie sind Teil einer Ausstellung, die Ende Januar zum 130. Jahrestag der Prager Ersten Hilfe eröffnet worden ist. Unter den Exponaten befinden sich ein Helikopter zum schnellen Abtransport lebensgefährdeter Patienten sowie dieser alte Kleinbus, der in den Jahren 1926–1929 im medizinischen Dienst stand.



Kabel-Brücke

Noch in diesem Jahr werden Fahrzeuge auf dem Weg von Prag nach Hradec Kralove die Elbe auf einer modernen Hängebrücke überqueren können, die bei Podebrady in Mittelböhmen entsteht. Wegen der großen Spannweite ihres Mittelteils (123,6 Meter) wurde eine eigenwillige Konstruktionsweise gewählt: Das imposante Bauwerk – zusammengesetzt aus einzelnen Betonsegmenten – ist an 160 Kabeln aufgehängt.

Matten-Quadrat

15 000 Quadratmeter Bastmatten – hauptsächlich für den Export bestimmt – hat die Tien-Tien-Manufaktur in Nghia Hung südlich der vietnamesischen Hauptstadt Hanoi im vergangenen Jahr produziert. Zu den Erzeugnissen der Kooperation gehören ferner Jute-Teppiche und Basttaschen in verschiedenen Farben.

Gift-Mischer

Schlangengift gehört zu den Hauptprodukten, die im Biochemischen Werk Tripolje in der Ukraine gewonnen werden. Geschickte Hände sind gefragt, wenn es – wie hier im Laboratorium des Betriebes – einer Kobra entnommen werden soll, um als Grundstoff für die pharmazeutische Industrie zu dienen.

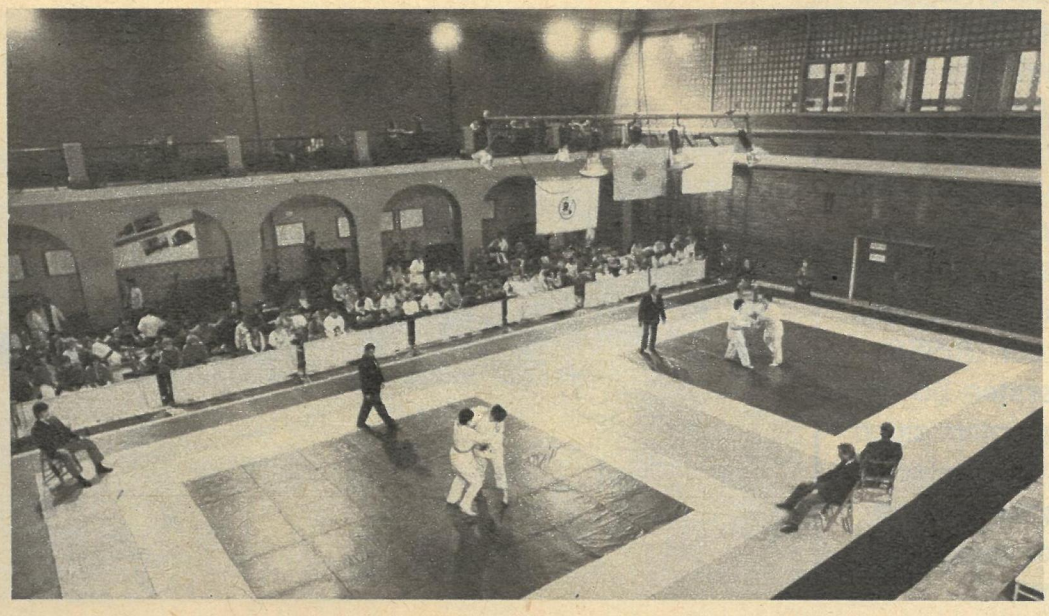
Hochzeitshoch an der Newa

Im vergangenen Sommer wurde in Rostow am Don ein Kind geboren, das die Stadt im Süden der RSFSR zur Millionenstadt werden ließ – der insgesamt dreiundzwanzigsten der Sowjetunion. Die größte unter ihnen ist die Hauptstadt Moskau mit mehr als 8,8 Millionen Einwohnern. Städte mit einer Einwohnerzahl unter einer Million gibt es in der UdSSR über 2100, von denen Kedrowy im sibirischen Gebiet Tomsk seit Jahresbeginn die jüngste ist. Stadtbewohner sind fast zwei Drittel der Bevölkerung des Vielvölkerstaates, in dem 283,1 Millionen Menschen – das sind rund sechs Prozent der Weltbevölkerung – leben. Bleibt die gegenwärtige jährliche Geburtenrate von rund 20 Kindern je 1000 Einwohner unverändert, so wird die UdSSR im Jahre 2000 bereits 300 Millionen Menschen zählen. Statistischen Erhebungen zufolge kamen 1986 die meisten Kinder in der tadshikischen Republikshauptstadt Duschanbe zur Welt: 25,4 pro 1000 Einwohner. In Aschchabad waren es 25, in Moskau und Kiew je 14,3. Insgesamt wurden in der Sowjetunion im gleichen Jahr 5,6 Millionen Babys geboren, von denen jedes dritte bereits Sprößling Nummer zwei in seiner Familie war. Dabei kamen auf jeweils 100 Mädchen 105 Jungen. Trotzdem hat die Zahl der weiblichen Bevölkerung derzeit 150 Millionen erreicht und übertrifft damit den männlichen Teil noch immer um mehr als 17 Millionen. Heute gibt es in der UdSSR rund 70 Millionen Familien, jährlich werden 2,7 Millionen Ehen geschlossen. Im Jahre 1986 wurden die meisten Hochzeiten an der Newa gefeiert: In der fast Fünfmillionenstadt Leningrad knüpften je 1000 Einwohner 11,8 das Band der Ehe. In Vilnius heirateten 11,6 und in Omsk 11,3 von 1000 Städtern. 80 Prozent der Frauen und 70 Prozent der Männer verehelichen sich im Alter bis zu 25 Jahren. 52,3 Prozent der Paare erreichen die silberne Hochzeit, und 17,1 Prozent können nach 50 Jahren goldene Hochzeit feiern. Eine der geringsten Eheschließungsraten hat die armenische Hauptstadt Jerewan; hier jedoch gibt es je 1000 Einwohner nur zwei Scheidungen. Eine der höchsten Scheidungsraten dagegen hat die jüngste Millionenstadt – Rostow am Don.

Gaby Wehrmann

Sanfte Damen ganz in Weiß

Wenn's nach dem vermeintlichen Ursprung seines Namens ginge, dürfte es nie ausschließlich etwas für Männer gewesen sein: Judo – das sind die japanischen Vokabeln Dju (vornehm, edel, sanft, nachgeben) und Do (Weg, Prinzip). Rein sportliche Bezugspunkte wie Gewandtheits- und Gleichgewichtsempfinden, Ausdauer und Kraft, Konzentrations-, Einfühlungs- und Reaktionsvermögen dazugenommen, war dies alles am ersten Februar-Samstag im Zentrum Berlins ganz und gar Sache der Frau. Hundert Judokämpferinnen, auch in Kimono und Zubon und ganz in Weiß, eine hübscher als die andere, trafen sich zum fünften Male zu einem Turnier, dessen Geburtshelfer Rotation Berlin einen neuen und bekanntermaßen sportfreudigen Besucher vorstellte: die FREIE WELT. Von nun an geht's nämlich jedes Jahr in der Franz-Mett-Sporthalle um den FREIE WELT-Pokal. Daß der „Stiftungsstart" durch die Teilnahme von Mannschaften aus Bratislava und Budapest internationale Atmosphäre genoß, die eigene Verlags-BSG Rotation die Trophäe gewann und überaus reges Zuschauerinteresse zu verzeichnen war, konnte zu den besonders angenehmen Nebenerscheinungen gerechnet werden. Auf dem Ehrenplatz in der Mannschaftswertung landeten die Dresdnerinnen, die in vier der sieben Gewichtskategorien Einzelsiege erkämpften. Der Gastgeber indes, der das Turnier samt eines abendlichen Treffens im Haus des Lehrers am Alexanderplatz mit geübter Hand auch noch organisierte, freute sich vor allem über seine DDR-Meisterin, den Meister des Sports Heike Frohse, die in der Klasse bis 52 Kilogramm erneut ihre Zugehörigkeit zur DDR-Spitzenklasse unterstrich. Was den stellvertretenden FW-Chefredakteur Günther Wolfram besonders gemessenen Schrittes zur Siegerehrung schreiten ließ (Bild Mitte). Alles in allem war das ein Tag, an dem mit Waza-Ari und Shido, Keikoku, Chui, Yuko und Koka und in kleidsamem, weißem Judogi Werbung für einen Frauensport gemacht wurde, der hierzulande noch recht jung ist, aber zunehmend Wertschätzung und Popularität genießt. Was diese, sagen wir, FREIE WELT-Parade weiblicher Judokas eindrücklich nachwies. *H. R. Vollbrecht*



● Gut gesagt

Der Wissenschaftlernachwuchs muß inmitten erfahrener Wissenschaftler arbeiten und direkt in den Meinungsstreit einbezogen werden. Man darf ihn nicht im eigenen Saft schmoren lassen.

Iwan Dimow, UdSSR Energetiker

● Am Rande

Auf einem Weinberg bei Mohács in Südungarn fand man ein Bienenvolk, das sich im Hut einer Vogelscheuche eingenistet hatte. Allerdings entsprach die Form der Waben im Bienenstock – aufgrund der ausgebeulten Hutform – nicht ganz dem gewohnten Standard.

● Persönliches

Eine unfreiwillige „Flußfahrt" über den Ural unternahm der Erdölarbeiter ALEXEJ ILJIN aus Buguruslan. Ein 80 Kilogramm schwerer Wels hatte bei ihm angebissen, ihm die Angelrute zerbrochen und ihn kilometerweit über den Strom gezerrt.

Der ehemalige legendäre Stürmer der ungarischen Fußball-Nationalmannschaft, FERENC PUSKÁS, hat sich nach einer erfolglosen Trainerlaufbahn der Gastronomie zugewandt. Jetzt will er seine Gäste nicht mehr mit Torschüssen, sondern mit echt ungarischen Spezialitäten verwöhnen.

MIKULA SCIGAC, Volkskünstler aus Sumice (Mittelslowakei), besitzt eine klingende Sammlung: mehr als 1030 verschiedenartige Glocken, darunter Geläute aus der UdSSR, Österreich und Ägypten.

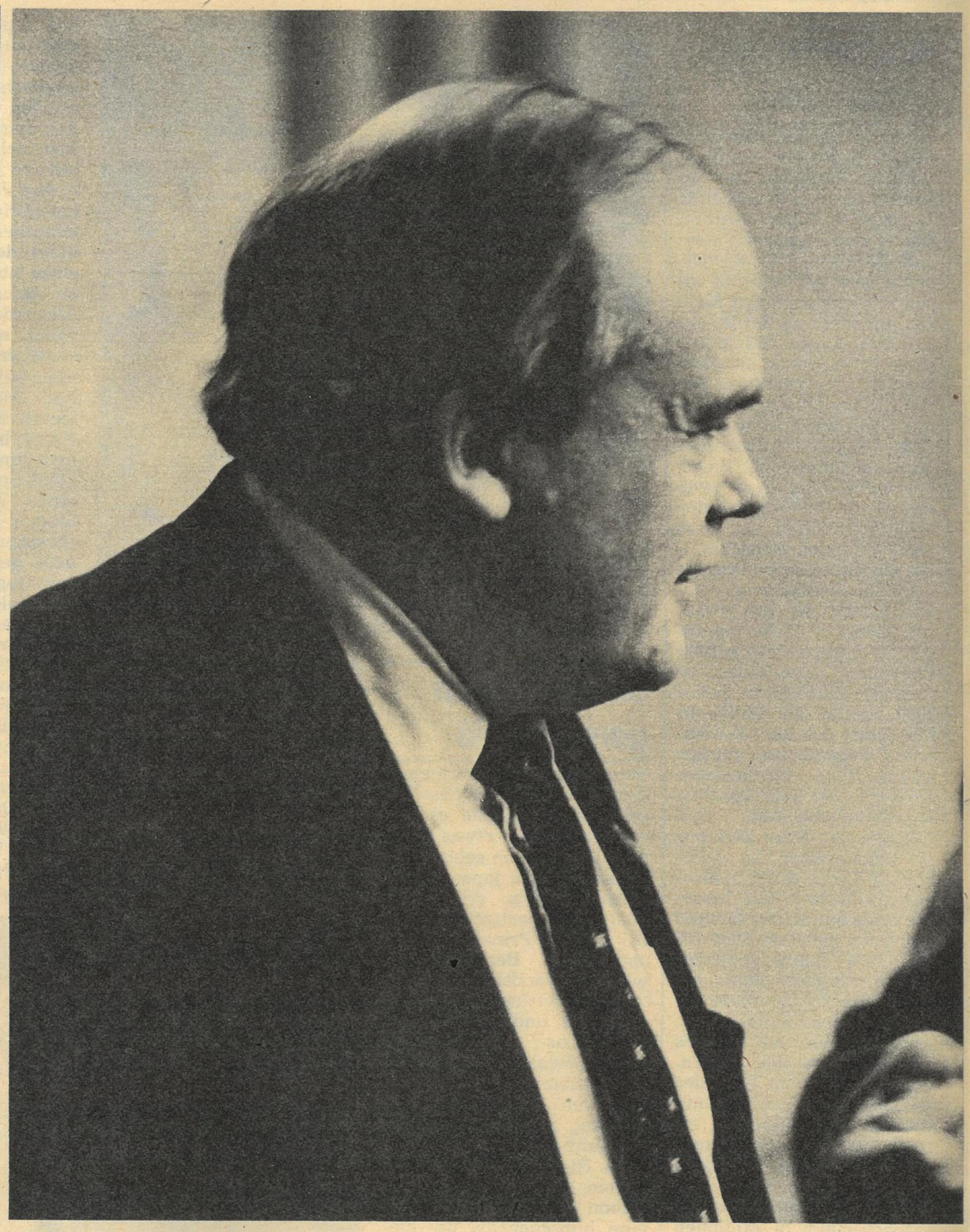
Die 88jährige LJUBOW MICHAILOWNA aus einem Dorf an der Wolga, eine ehemalige Briefträgerin, begann vor drei Jahren zu malen. Durch ihre Bilder und fünf Ausstellungen in Moskau ist sie heute als „Tante Ljuba" landesweit bekannt.

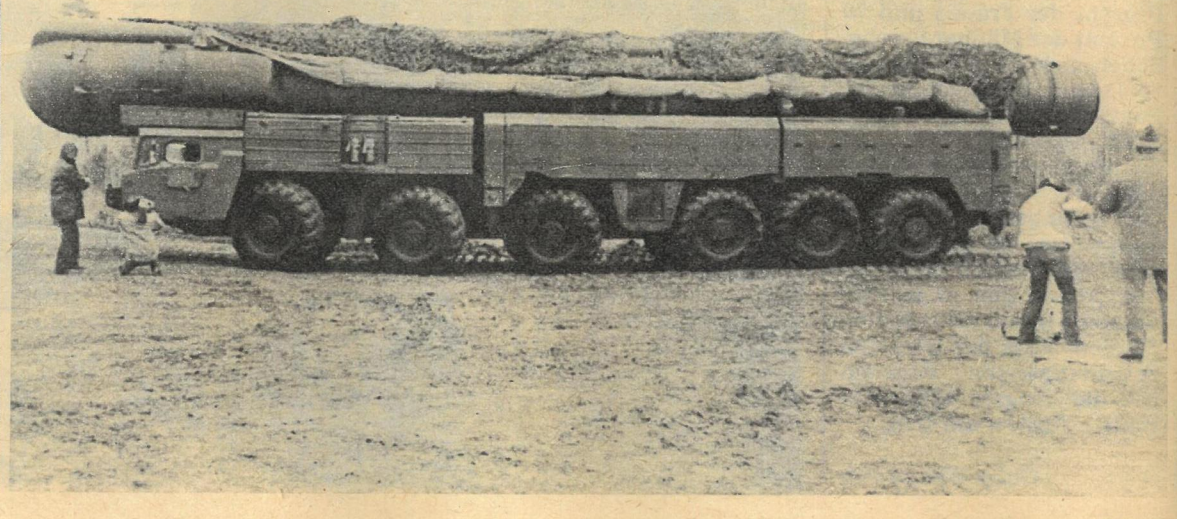
Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Billeb, J. Injakin, ZB/ČTK/Sýbek, ADN-ZB/Jordan, F. Hofmann, Repro (4), ZB/ČTK (2), ZB/VNA, TASS/Malachowski, V. Hohlfeld (3); Vignette: D. Schüler.

Vor der Ratifizierung des Vertrages von Washington

Der Vernunft das Wort reden...

Die Kommission für Auswärtige Angelegenheiten des Unions- und des Nationalitätensowjets des Obersten Sowjets der UdSSR sind zu einer gemeinsamen Beratung des sowjetisch-amerikanischen Vertrages über die Beseitigung der Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite zusammengetreten. Der Vertrag, im Dezember vergangenen Jahres von Michail Gorbatschow und Ronald Reagan in Washington unterzeichnet, steht jetzt – termingemäß – zur Ratifizierung durch die oberste Volksvertretung der UdSSR auf der Tagesordnung. Eine Kommission aus 10 Abgeordneten beider Kammern, die detailliert die politischen, militärischen, ökonomischen und andere Aspekte des Vertrages analysiert und Experten verschiedenster Fachrichtungen anhört, wurde zum Abschluß der Sitzung gebildet. Ihr gehört der Schriftsteller Tschingis Aitmatow (im Foto rechts) an. Mit ihm wie auch mit Prof. Dr. Jewgeni Welichow (links), dem Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Abgeordneten des Obersten Sowjets und in der Ratifizierungskommission als Vertreter der Energiekommission des Obersten Sowjets mitwirkend, sprach FREIE WELT-Korrespondent Jürgen Geitner.





Das sind die sowjetischen Raketen, die laut Washingtoner Vertrag vom 8. Dezember 1987 zur Liquidierung anstehen: die in der Sowjetunion stationierte RSD-IO, auch als SS–20 bekannt (Foto unten); verschrottet wird auch die Rakete kürzerer Reichweite SS–12, mit deren vorfristigem Abbau aus der DDR begonnen wurde (Foto rechts).

FW: Mit welchen Gefühlen gehen Sie an die jetzige Etappe des Ratifizierungsprozesses?

Tschingis Aitmatow (auf Welichow weisend): Er hat alles mit seinem Verstand und seinen Händen vorbereitet. Was bleibt unsereinem? Das Nachdenken bleibt!

Professor Welichow: Man ist einbezogen in ein historisches Ereignis. Es wird, wie wir hoffen, dazu beitragen, daß sich kommende Generationen unserer erinnern, weil wir begonnen haben, die nukleare Gefahr zu bannen. Heute bereits sehen wir vertrauensvoller in die Zukunft, obwohl sich noch nichts verändert hat, noch keine Rakete verschwunden und verschrottet ist.

Tschingis Aitmatow: Keinem muß man mehr erklären, daß der zur Debatte stehende Vertrag die Grundfrage unserer Zeit berührt: die Friedensbewahrung. Alle anderen Taten, große wie kleine, gleichgültig, ob sie dem einzelnen oder seinem Land wesentlich erscheinen, hängen davon ab, wie schnell und wie zuverlässig wir den verderbenbringenden Weg verlassen und den Weg eines Friedens ohne Atomwaffen beschreiten, einen Weg zum qualitativ neuen Dasein.

FW: In der heutigen Debatte wurde die konstruktive Teilnahme der DDR an der Vorbereitung wie ihre tatkräftige Bereitschaft, an der Realisierung des Abkommens mitzuwirken, gewürdigt...

Professor Welichow: Ich meine, die DDR-Initiativen, besonders die für einen atomwaffenfreien Korridor wie auch für eine chemiewaffenfreie Zone in Europa, finden mehr und mehr Unterstützung in der Welt. Wir sollten Ihrer Partei- und Staatsführung wünschen, daß diese Vorschläge Realität werden – wir sollten uns allen ihre Realisierung wünschen.

Tschingis Aitmatow: Ich kann nur zustimmen. Wird das gelingen, wird es uns allen gut gehen. Die DDR, die ich bald besuchen werde, wird weiter aufblühen. Und wir Schriftsteller werden neue Bücher schreiben und hätten mehr Zeit und größere innere Lust an unserem Beruf, weil uns das Herz und der Verstand freier werden.

FW: Wird der Abgeordnete Aitmatow, Mitglied der Kommission, also für die Ratifizierung stimmen?

Tschingis Aitmatow: Ja. Und hierbei weiß ich mich einig mit den sowjetischen Menschen. Wir reden der Vernunft das Wort. Nicht den Stereotypen der alten Denkweise, nicht endlosem Wettrüsten und noch kälteren Kriegen. Träten wir jetzt von dem Vertrag zurück, wäre es besser gewesen, ihn überhaupt nicht abzuschließen. Ein derart unverantwortliches Handeln können wir uns nicht leisten. Ich hoffe sehr, daß die Ratifizierung für die amerikanische Seite genauso wichtig ist wie für uns. Mich beunruhigen und enttäuschen zutiefst die dissonanten Töne, die am Vorabend der Ratifizierung aus den USA herüberwehen. Vergessen wir nicht: Der Vertrag kam zustande, weil beide Seiten aufeinander zugegangen sind.

FW: Prof. Welichow, wie denken Sie über die in den Vereinigten Staaten sich beschleunigende Entwicklung chemischer Binärwaffen?

Professor Welichow: Die Schwierigkeiten des politischen Prozesses in den USA bestehen darin, daß man ständig einem Schritt vorwärts zwei Schritte zurück folgen läßt. Die Binärwaffen stehen der heutigen, doch verheißungsvollen Vorwärtsbewegung eindeutig entgegen. Dieser Rückwärtsschritt wird erfolglos sein, wenn die Öffentlichkeit sich gegen seine Befürworter ausspricht. Zweifellos. Wir haben es oft erlebt: Einem positiven Schritt folgte sogleich der negative. Ich bin sehr betroffen und traurig. Binärwaffen richten sich gegen alle Länder und in erster Linie gegen Europa.

FW: Tschingis Aitmatow, ein in der DDR viel gelesener Autor, der sich der Sache des Lebens und der Liebe literarisch verschrieben hat, der sich in den Gefühlen der Menschen auskennt wie kaum ein zweiter – ein solcher Mann Mitglied einer Expertenkommission zur Vernichtung von Raketen?

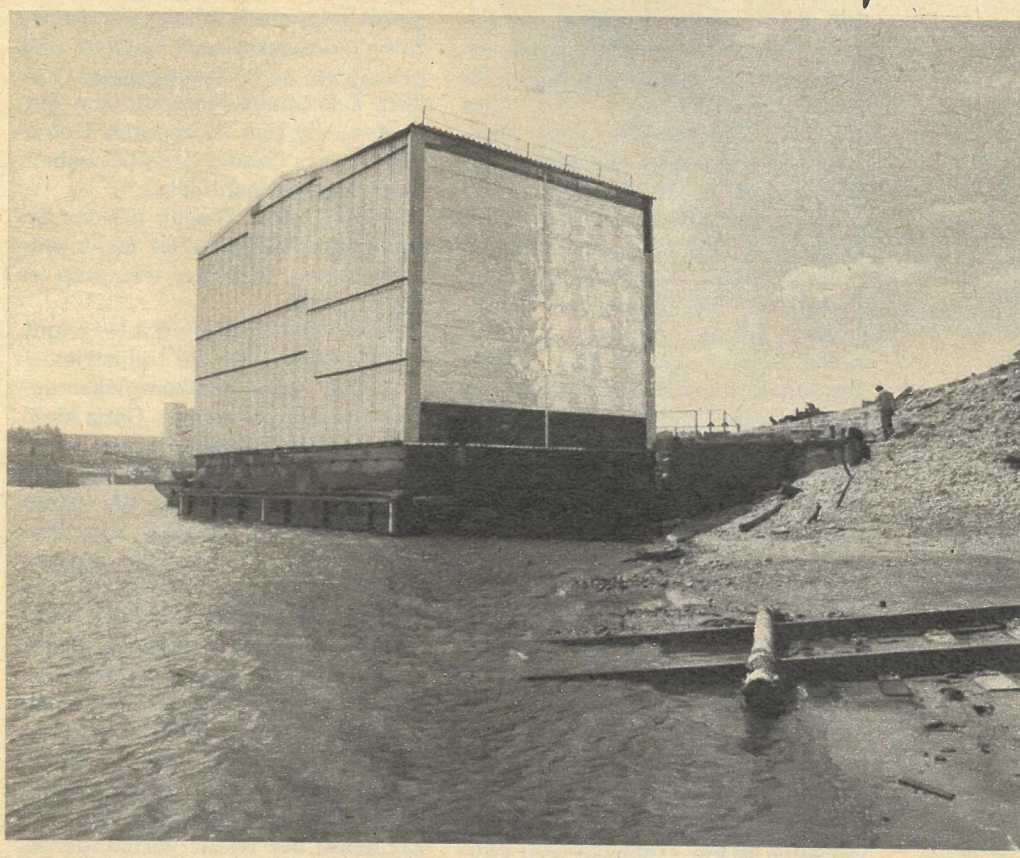
Tschingis Aitmatow: Nicht nur von Emotionen ist die Rede. Die Rede ist vom natürlichen Recht auf das Leben. Nichts und niemand, keine noch so fanatisch vorgebrachten und vertretenen politischen Ambitionen und Ziele dürfen diese höchste Priorität fürs Überleben der Menschheit in Zweifel ziehen.

FW: Ihnen, Tschingis Aitmatow, und Ihnen, Prof. Welichow, unsere besten Wünsche für Ihre weitere verantwortungsvolle Arbeit.

Fotos: V. Billeb, H.-B. Sefzig, ADN/ Fischer

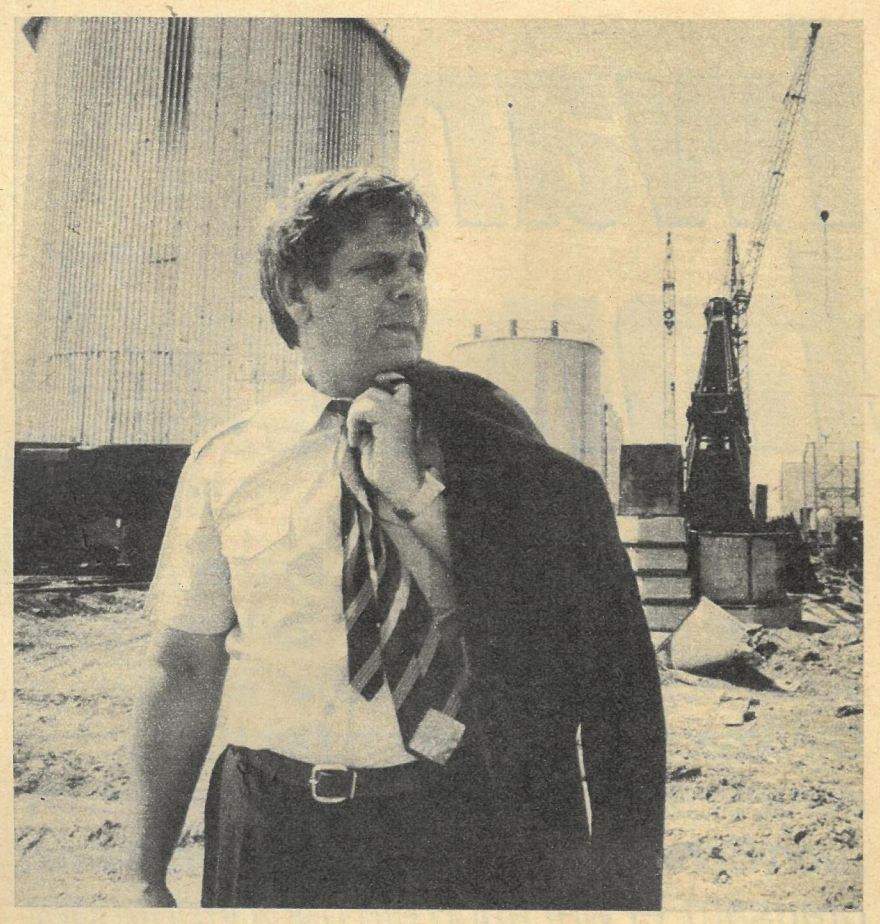
Iwans Wohnmobil

Er hat viele Kriege geführt. Und er hat die meisten gewonnen. Unter seiner Herrschaft wurde das Russische Reich zur Großmacht. Historiker sind sich längst darüber einig: Zar Iwan IV., den man auch „den Schrecklichen" nannte, war nicht nur grausam, er war auch ein hervorragender Politiker und Staatsmann, ein bedeutender Schriftsteller und Denker. Eine seiner Ideen, vor über vierhundert Jahren geboren, sorgt heute für Furore. Ist das Neueste vom Neusten. Eine super Technologie zur Erschließung Sibiriens ...



Ein Beitrag unseres Moskauer Korrespondenten Bernd Siegmund

Iwans Wohnmobil



Direktor Aronow: „Für Jamal liefern wir auch die sozialen Einrichtungen in Form von Superblocks. 18 verschiedene Typen von Häusern bieten wir als Baukastensystem an. Das reicht vom Kühlhaus über eine Bäckerei, vom Restaurant mit 100 Plätzen bis hin zu Wohnhäusern der verschiedensten Art."

Das Zauberwort heißt Superblock. Und Superblock bedeutet Schnelligkeit, Effektivität beim Bauen, Tempogewinn bei der industriellen Erschließung Sibiriens. Das allein ist schon super. Doch wer oder was sind Superblocks?

Ganz einfach gesagt: Kraftwerke in der Kiste. Oder Verdichterstationen. Oder Krankenhäuser. Superblocks sind Container auf Kufen, in denen technisch alles drin, alles dran ist. Sie werden über Hunderte, ja Tausende Kilometer auf Flüssen von ihrem Herstellungsort zu den Baustellen transportiert. Im Sommer als schwimmende Riesenkisten, gezogen von bulligen Bugsierschiffen. Im Winter als Schlittenfahrt auf dem Eis der zugefrorenen Flüsse. Zugmaschinen haben die technischen Riesenpakete im Schlepp. Sie brauchen an Ort und Stelle nur noch zusammengestöpselt werden.

„Die Idee ist verblüffend und einfach zugleich", sagt Valeri Alexandrowitsch Aronow, 48, Generaldirektor der Tjumener Industrievereinigung „Glawsibkompleksmontash". „Doch wie das so ist mit den einfachen Dingen: Man muß erst einmal darauf kommen. Seit Jahrzehnten suchen wir nach optimalen Varianten für den Bau von Industrieobjekten in Sibirien. Die üblichen Verfahren haben sich nicht bewährt, da der Transport von Baumaterial in Sibirien zwanzigmal teurer ist als das Material selbst. Dieses Mißverhältnis frißt die ökonomischen Vorteile, die sich aus der Erschließung Sibiriens ergeben, zu einem erheblichen Teil wieder auf. Wir kamen und kommen einfach nicht an der Tatsache vorbei, daß Sibirien mit seinem harten Klima, mit seinen stellenweise unmenschlichen Bedingungen ein eigenes wissenschaftlich-technisches Entwicklungskonzept braucht und prinzipiell neue Technologien fordert. Das blinde Kopieren von Methoden, die sich in anderen Gebieten unseres Landes bewährt haben, taugt hier einfach nichts."

Die Frage aller Fragen bei der Erschließung Sibiriens ist nicht, **was** man bauen, sondern **wie** man es bauen muß!

Das war der geistige Hintergrund, als im Jahre 1974 die Industrievereinigung „Glawsibkompleksmontash" gegründet wurde. Ganz klein fing man an. Zunächst einmal wurden verschiedene Arbeitsphasen von den Baustellen in die städtischen Betriebe verlagert. Der Vorteil leuchtet ein. Mag der Schneesturm auch toben, wie er will, die Luft vor grimmiger Kälte knistern, mögen Mücken, Vampiren gleich, im Sommer ihre kriegerischen Attacken auf das Blut der Menschen fliegen... Den Arbeitern macht das nichts. Sie sitzen unter einem schützenden Dach. Und können ganze Bauelemente ohne störende Elemente der Natur vormontieren. Industrieblöcke mit technischen Innereien. Sie werden auf der Baustelle nur noch auf ein Fundament gesetzt, fest montiert und an die verschiedenen Versorgungsleitungen angeschlossen.

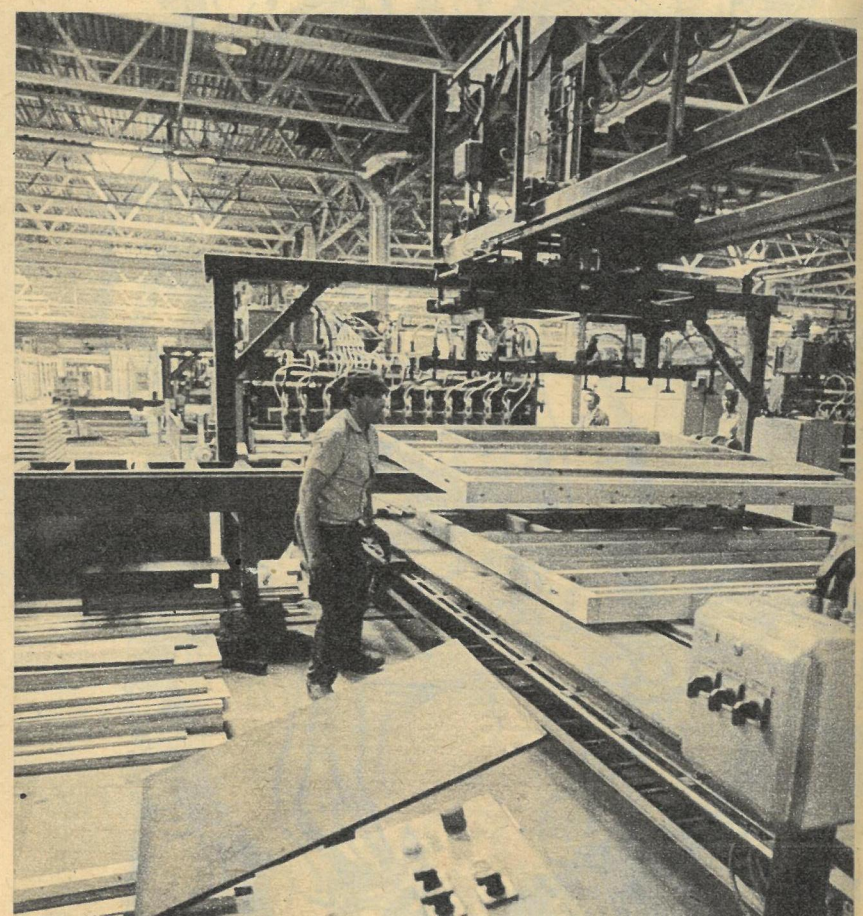
„Doch das war nur der Anfang", erzählt Generaldirektor Aronow. „In der nächsten Phase ging es erst richtig los. Da begannen wir, die Technologie zu verfeinern, die Grundidee auszubauen. Warum, so sagten wir uns, sollten wir nicht **ganze** technische Anlagen bauen. Selbständige Einheiten, platzsparend untergebracht in Containern, die sich relativ leicht transportieren lassen und zusammengekoppelt eine große Fabrik ergeben. Blockbauweise. Alles, was die Erdöl- und Erdgasindustrie benötigt. Wir setzten unsere Konstrukteure an dieses Problem. Die erforschten den Bedarf der Industrie, entwickelten neue technische Lösungen, schließlich produzierten wir die ersten größeren Blöcke. Zweihundert Tonnen schwere Pumpstationen etwa, Kompressorstationen von 300 Tonnen; heute bauen wir Industrieanlagen in der Kiste bis zu 500 Tonnen. Unser Fertigungsprogramm ist mittlerweile so breit, daß wir 600 verschiedene funktionale Blöcke herstellen."

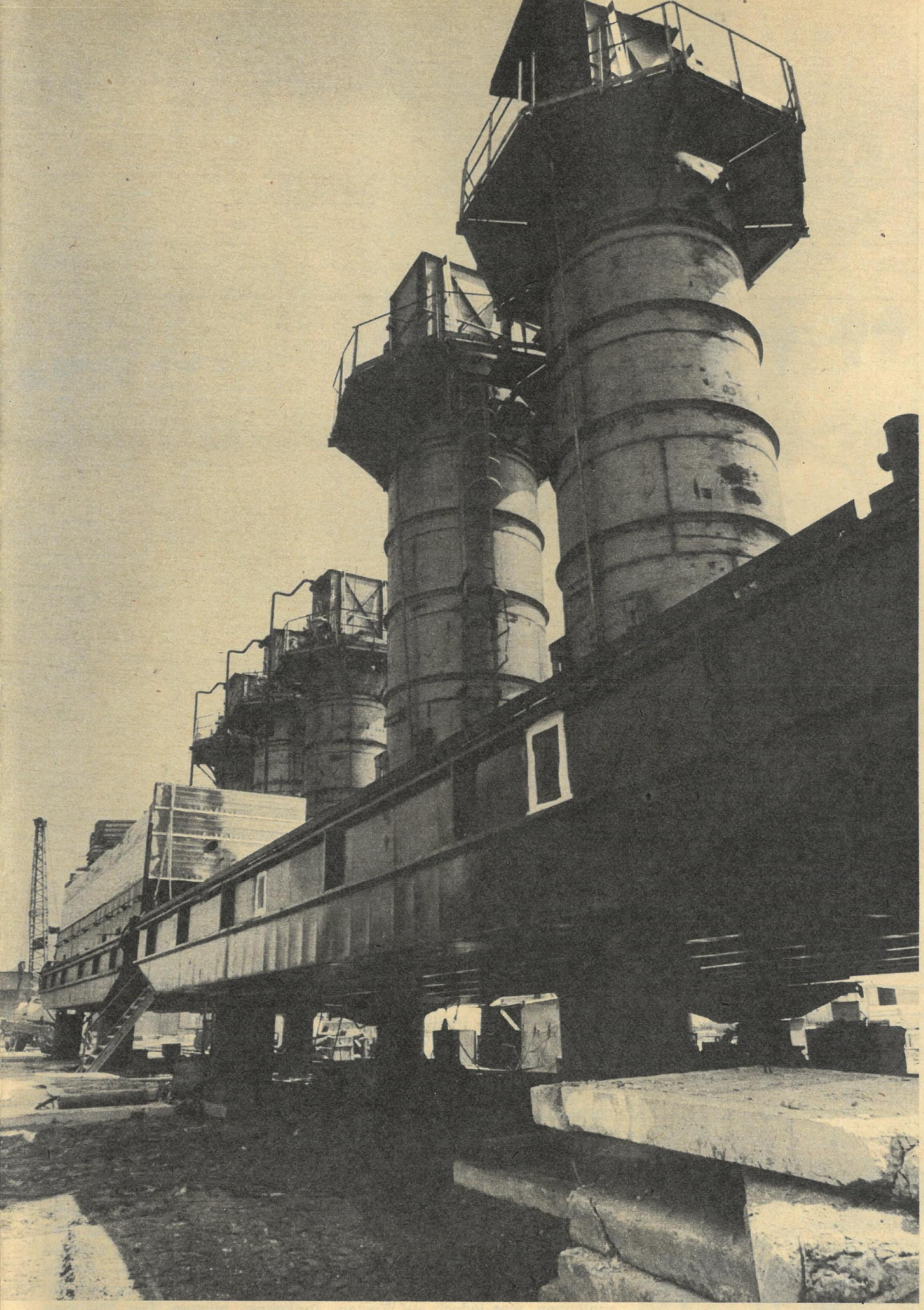
Im vergangenen Jahr verließen 9000 Container mit hochtechnischem Innenleben die Werkhallen. Das entspricht einer Produktionsfläche von 270 000 Quadratmetern. In der Produktion sind die Superblocks weit über die Hälfte billiger als Anlagen nach der traditionellen Methode. Ein Kesselraum beispielsweise, wie üblich vor Ort gebaut, kostet 150 000 Rubel. Nach dem neuen Know how 70 000. Eine wirklich revolutionierende Idee. Aber Ideen werden von Menschen erdacht. Da liegt die Frage nahe, wer war das technische Genie, wer ist der Erfinder der Superblocks?

Valeri Aronow lacht. Dann sagt er schmunzelnd: „Die Methode ist uralt. Iwan der Schreckliche, der von 1530 bis 1584 lebte, ist der geistige Vater dieses Gedankens. Das ist kein Scherz. Was wir heute machen, ist die moderne Variante seiner Bau- und Transportmethoden. Zog der Zar vor über vierhundert Jahren in den Krieg, so hatte er bereits vorher, auf sicherem, heimatlichen Boden also, Festungen und Wohngebäude, ganze kleine Städte vorfertigen lassen. Er brauchte nicht erst am Kampfplatz, unter den komplizierten Bedingungen vor Ort, wie wir heute sagen würden, Material zu besorgen, Bäume fällen zu lassen, Architekten und Ingenieure zu beschäftigen, riesige Kolonnen von Bauarbeitern zu verpflegen. Der Zar hatte alles als Fertigteilprogramm dabei. Aufbaubereit! Im Grunde zog Iwan der Schreckliche mit einem Wohnmobil in den Krieg. Ich drücke das alles ein bißchen salopp und zeitgemäß aus, aber inhaltlich geht unsere Idee tatsächlich auf seine Gedanken zurück."

Einer der deutschen Berater Iwans IV., Heinrich von Staden, hat den Bau der Festung Swijashk, die 1550 eine große Rolle im Kampf des russischen Heeres gegen Kasan spielte, ganz detailliert für die Nachwelt beschrieben: „Der großfürschte hat lassen bouwen eine stat von hölzernen Mauern, zwinger, pforten, alles gleich wie eine Stadt an sich hat, und alle balkenhölzer vorzeichnet von unden an bis obenzue und diese stadt voneinander genommen und uf flösse gelegt und die bache Wolga lassen apflissen mitsamt dem krigsvolk und großen Geschütz zugleich. Als er nun vor Kasanen kompt, lest er diese Stadt ufrichten und alles mit Grund und erden füllen, zeucht wieder nach der Moscaw und beset-

Vollautomatische Fließstraße: Blick in die Fertigungshalle für Wohnhäuser





Noch fehlt die Außenhaut: Ein 500-Tonnen-Superblock wird montiert

zet diese Stadt mit Reussen und Geschützen. Nennet sie Swieyska.“ Soweit der Bericht über die Superblocks Iwans des Schrecklichen.

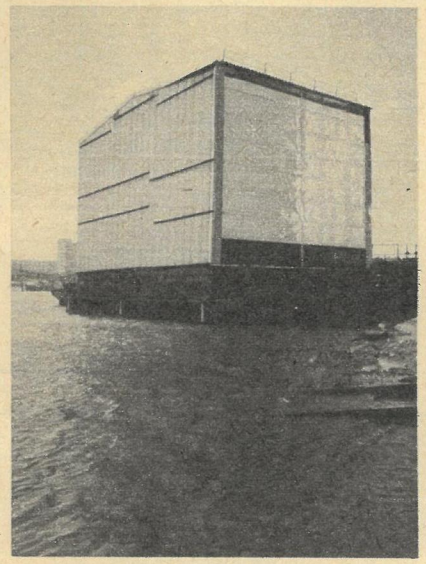
Die Superblocks der heutigen Zeit werden von 15 000 Menschen gefertigt. Von ihnen sind allein 3300 Wissenschaftler, Ingenieure und Konstrukteure. Eine große Werkhalle steht unweit des Zentrums der ältesten Stadt Sibiriens, Tjumen. Eine noch größere wird gebaut am Ufer der schiffbaren Tura. Hier werden die wirklichen Superblocks produziert, die 500tonner. Vor dem Werk steht eine Herausforderung. Und die heißt Jamal: Halbinsel hinter dem Polarkreis.

„Jamal“, sagt Valeri Aronow, „ist das Synonym für 70 Prozent Sümpfe und 30 Prozent festes Land, für Millionen Mücken pro Quadratmeter und polare Stürme im Winter. Für Jamal, dieses große Zentrum der Erdgasproduktion, liefern wir nicht nur die technischen Anlagen, sondern erstmals auch Wohnungen in Form von Superblocks, Krankenhäuser, Kaufhallen. Sämtliche sozialen Einrichtungen, die eine Stadt von 250 000 Einwohnern braucht. Über die Flüsse Tura, Tobol, Irtysch und Ob bringen wir die Ausrüstung dorthin. 2500 Kilometer Flußfahrt. Plus siebzig Kilometer Simnik. Das ist ein speziell angelegter Winterweg. Auf der Baustelle arbeiten nur wenige Menschen, verglichen mit einem herkömmlichen Objekt. Und der volkswirtschaftliche Nutzen durch die Superblocks? Wir werden fünfzehn Milliarden Kubikmeter Erdgas nunmehr ein halbes Jahr früher als eingeplant zur Verfügung unserer Volkswirtschaft haben.“

Die Entwicklung dieser Supertechnologie zur Erschließung Sibiriens ist längst nicht am Ende. Man spricht schon von 1000 Tonnen schweren Blocks, von Giganten, die es auf zweitausend bringen. Für Valeri Aronow jedoch ist das Tonnenideologie. Kein Thema, Zukunftsmusik. Bevor sie erklingen kann, sieht er vor allem zwei Schwerpunkte, die gelöst sein müssen. Erstens: Erhöhung der Qualität. Eine Fehlerquote von fünf Prozent ist entschieden zu hoch. Zweitens: Die Suche nach neuen Transportmethoden und -möglichkeiten für solche Riesen.

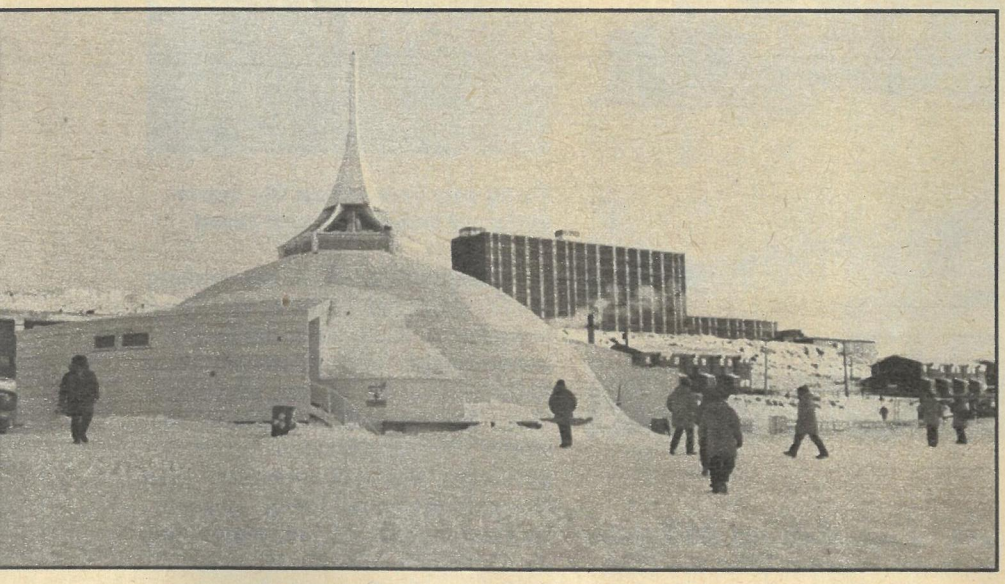
Die sibirischen Flüsse waren und sind die Hauptverbündeten der Superblocks. Sommer wie Winter. Bislang wird diese Technologie nur bei Baustellen angewendet, die in unmittelbarer Flußnähe liegen. Die siebzig Kilometer Simnik auf der Halbinsel Jamal sind schon eine Ausnahme von der Regel. Doch was, wenn die Ausnahme zur Regel wird? Die Superblocks ins Landesinnere geschafft, über Berg und Tal gehievt, durch Wälder und Sümpfe geschleppt werden müssen? Dagegen spricht nicht nur der ökonomische Zeitverlust, hier hat bislang die Ökologie der Technologie Grenzen gesetzt. Nicht auszudenken: Kilometerweite und kilometerbreite tödliche Narben in der empfindlichen Tundra, auf Jahrzehnte zerstörter Dauerfrostboden durch Superblocks, das will niemand. Und so werden neue Ideen gesucht. Luftkissenboote beispielsweise sind im Gespräch, die im Huckepackverfahren die Superblocks tragen. Auch um den altehrwürdigen Zeppelin kreisen neue Gedanken. Die Transportspezialisten des Tjumener Werks jedenfalls arbeiten schon an diesem Problem der Zukunft.

Vielleicht sollten sie noch einmal bei Iwan dem Schrecklichen nachlesen...



Fertig zum Verschiffen: Der Superblock auf dem Wege nach Jamal

Fotos: Peter Meißner; Zeichnung: Peter Muzeniek



90 bis 100 Tage wird die Expedition unterwegs sein und versuchen, täglich mit 40 Kilogramm schweren Rucksäcken auf dem Buckel mindestens 20 Kilometer voranzukommen. Die Einhaltung dieses Zeitplans ist wichtig, weil Ende Mai, Anfang Juni Überschwemmungen im Zielgebiet nicht ausgeschlossen werden dürfen...

980 Kilometer vom Kap Arktitscheskij zum Nordpol und 750 Kilometer vom Pol zum Kap Columbia ergeben 1730 Kilometer Luftlinie. In Wirklichkeit aber wird der Fußmarsch über mehr als 2000 Kilometer gehen. Bei Temperaturschwankungen zwischen minus 40 bis 50 Grad am Startort und voraussichtlich 0 Grad am Ziel müssen dünnes Eis und Treibeis, sogar offenes Wasser überwunden werden. „Und auf driftendem Eis gehst du drei Schritte vorwärts und einen wieder zurück", hat der berühmte Polarforscher Valentin Akkuratow einmal gesagt. „Also bist du nach 30 Kilometern Marsch praktisch 20 Kilometer weitergekommen. Driftendes Eis hat es noch nie geliebt, bezwungen zu werden..."

Während der annähernd 100 Tage wird die Expedition sechsmal durch Abwürfe aus Flugzeugen versorgt – viermal durch sowjetische, zweimal durch kanadische Polarflieger. „Würden wir diese sechs Versorgungsflüge reduzieren, müßten wir 50-kg-Rucksäcke schleppen, was jedoch auf Kosten unseres geplanten Marschtempos ginge", sagt Expeditionsleiter Dmitri Schparo. „Und mehr ‚Abwürfe' als eben nur sechs wollen wir nicht, denn leichtere Rucksäcke zu tragen ginge gegen unseren Ehrgeiz..."

Zum Gepäck gehören auch zwei Funkbojen für Notfälle. Diese arbeiten auf der Basis des KOSPAS-SARSAT-Systems, einem System zur Rettung Schiffbrüchiger. Mit Hilfe einer Boje wird täglich über Satellit der momentane Standort der Expedition an die Basislager durchgegeben, die sich auf dem sowjetischen Archipel Sewernaja Semlja und in der kanadischen Siedlung Resolut Bay befinden.

Die Expedition besteht aus elf sowjetischen und kanadischen Skiläufern. Von den sechs in die engere Auswahl gekommenen Kanadiern sind inzwischen nur noch zwei übriggeblieben: Der 41jährige Geistliche Lorry Dexter, der nach perfekter Beherrschung der griechischen, lateinischen, französischen und eskimoischen Sprache nun auch Russisch lernt, war 1980 Leiter einer kanadischen Nordpolarexpedition, die aber wegen Krankheit eines Teilnehmers hatte umkehren müssen. Der 28jährige Ingenieur Richard Weber aus Ottawa bezwang vor zwei Jahren auf Hundeschlitten den Nordpol. Seinen Expeditionstrieb hat er vom Vater...

Die übrigen vier kanadischen Kandidaten haben in den harten Vorbereitungstagen erkennen müssen, daß sie den hohen Anforderungen auf Dauer nicht gewachsen waren. Bei einem letzten Trainingslager-Aufenthalt im Norden Kanadas ergab sich somit eine neue Situation. Die Expeditionsleitung unter Dmitri Schparo stand vor der Notwendigkeit, in den verbleibenden Tagen noch zwei bis drei neue Bewer-

Quer über den Pol

Bilder aus Baffin Island in Kanada, die der sowjetische Wissenschaftler Dmitri Schparo aufgenommen hat. Er leitet die sowjetisch-kanadische Expedition, die am 1. März am sowjetischen Kap Arktitscheskij zum Marsch über den Nordpol bis zum nördlichsten Punkt Kanadas, dem Kap Columbia, aufbrechen wird (siehe FW 22/87). Die letzten Vorbereitungen sind nunmehr abgeschlossen…

ber in der sowjetischen Arktis zu testen und sie der Mannschaft zuzuführen. Einer davon wird mit Sicherheit der 31jährige EDV-Experte Christopher Holloway sein – ein Mitglied der kanadischen Skialpin-Nationalmannschaft. Ursprünglich gehörte er gar nicht zu den 36 Kanadiern, die sich anfänglich für die Expedition beworben hatten.

Schirmherr der Weltpremiere UdSSR–Nordpol–Kanada ist die sowjetische Jugendzeitung „Komsomolskaja Prawda“, und als sehr spendabel erwies sich das sowjetische Sportkomitee – es machte 15 000 Rubel locker. Mit einem Teil davon konnte auch ein Trainingslager im Tienschan finanziert werden. Dort ging es bei einem knochenharten 300-km-Marsch über Pässe, Gletscher und reißende Gebirgsflüsse. Nur die riesigen Gipfel wurden links liegengelassen. Gipfelbesteigungen sind ja in der Arktis nicht vonnöten…

Adi Kodym

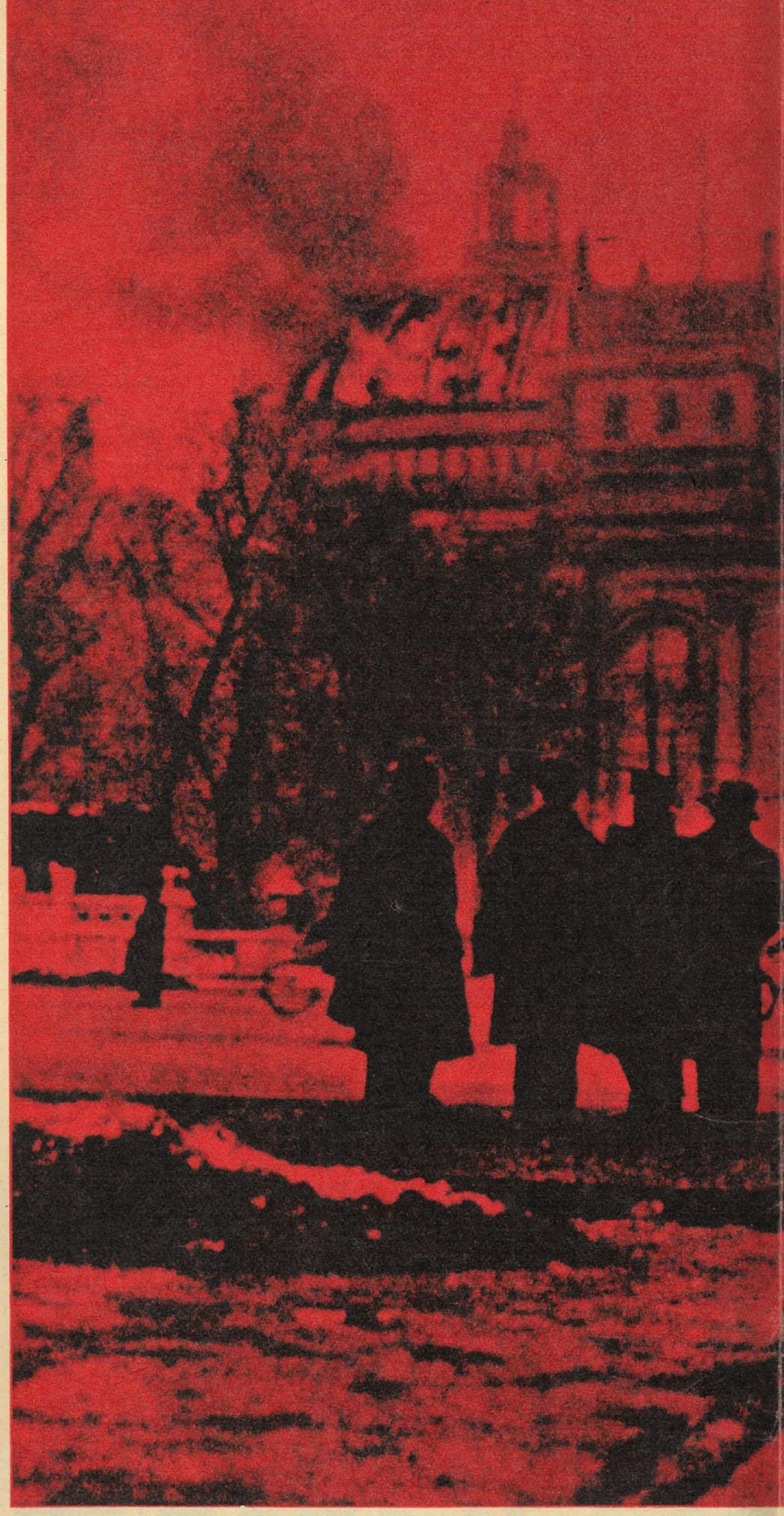
Fotos: TASS/Schparo

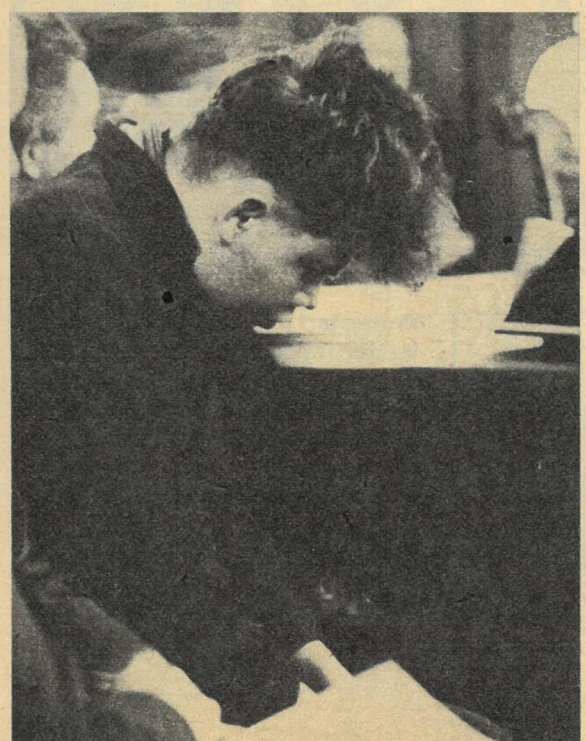
Probestart auf der Zielgeraden: ein letzter Trainingsmarsch auf kanadischem Eis und Schnee (Foto ganz oben). Am Rande des vorgesehenen Ankunftsortes (Foto links unten) erprobte man auch das Errichten von Schutzhütten mit den Skiern als Zeltgestänge (Fotos oben und links). Lorry Dexter (Foto rechts), einer der Kanadier, ist bestens für das Unternehmen vorbereitet.

Die Brandstifter trafen sich am Tatort und starrten fasziniert in die Flammen. Der Reichstag brannte. Montagabend, 27. Februar 1933. Göring, Präsident des Reichstags und nach Hitler der „starke Mann“ der Partei, die seit vier Wochen in der Regierung saß, markierte den besorgten Hausherrn, kroch zwischen verkohlten Balken herum und beschmutzte sich den Mantel, worauf er nach Hause fuhr, sich umzuziehen. Goebbels, zuständig für die unentbehrlichen Lügen, war auch gekommen, mußte aber ausnahmsweise den Mund halten. Sein Führer gab selbst die Parole aus: „Das ist ein von Gott gegebenes Zeichen. Niemand wird uns nun daran hindern, die Kommunisten mit eiserner Faust zu vernichten.“ Weshalb Gott sich ausgerechnet der Kommunisten bediente, um ein Zeichen zu setzen, ist nie aufgeklärt worden.

Auch auf Erden kein Gedanke an Aufklärung. Polizei und Feuerwehr hatten noch gar keine Zeit gehabt, auch nur eine Spur zu sichern, geschweige denn auszuwerten, als der Leiter der Politischen Polizei, Oberregierungsrat Diels, unter dem Datum des 27. Februar, also noch vor Mitternacht, befahl, „das gesamte Zentralkomitee“ der KPD zu verhaften. Innerhalb weniger Nachtstunden wurden etwa 10 000 Menschen, überwiegend Kommunisten, festgenommen, alle kommunistischen und einige sozialdemokratische Zeitungen verboten.

Am nächsten Tag setzte der Reichspräsident, Generalfeldmarschall a. D. von Hindenburg, durch eine „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“ sieben Artikel der Verfassung außer Kraft, die bis dahin, wenigstens auf dem Papier, die Freiheit der Person, die Unverletzlichkeit der Wohnung, das Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis, die Meinungs- und die Versammlungsfreiheit garantiert hatten. Außerdem bedrohte die Verordnung, die penetrant nach Staatsstreich roch, von Stund an Hochverrat, Giftbeibringung, Brandstiftung, Explosion, Überschwemmung, Beschädigung von Eisenbahnanlagen, schweren Aufruhr und schweren Landfriedensbruch, was immer das war, mit dem Tode. Der „Amtliche Preußische Pressedienst“, der Görings Aufsicht unterstand, meldete am Tag nach dem Brand, ein Polizeibeamter habe „in dem dunklen Gebäude Personen mit brennenden Fackeln beobachtet“, und es sei gelungen, „einen der Täter zu fassen“, nämlich den 24jährigen holländischen Maurer van der Lubbe, der sich „als Mitglied der holländischen kommunistischen Partei“ ausgewiesen habe. Wie im Protokoll nachzulesen, hat er lediglich ausgesagt, er sei Mitglied der Bauarbeitergewerkschaft gewesen, und tatsächlich hat er auch nie der Kommunistischen Partei, sondern nur dem Jugendverband angehört, aus dem er zwei Jahre vor dem Reichstagsbrand ausgeschlossen wurde.



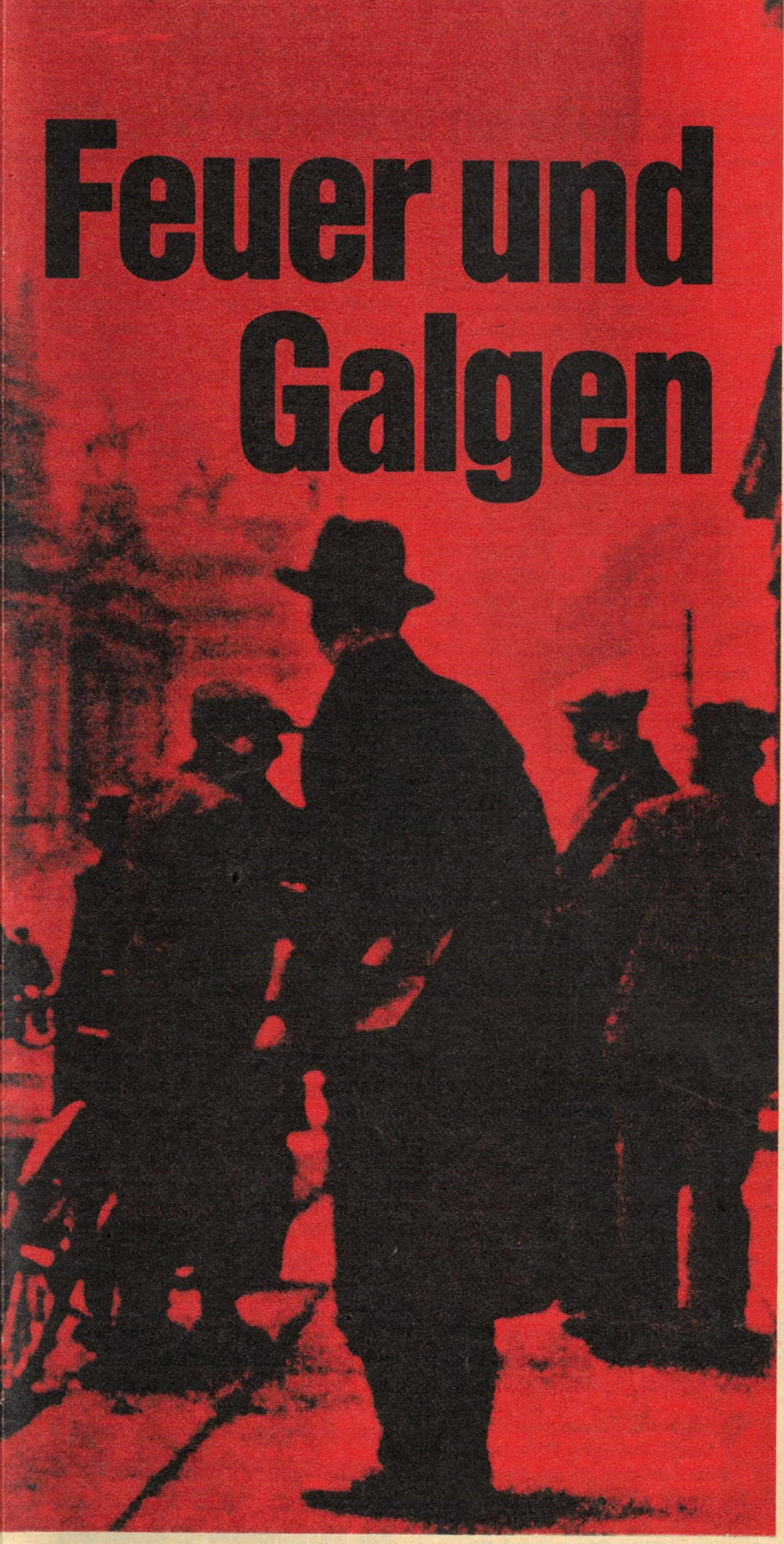


27. Februar 1933: der Reichstag brennt – Signal und Vorwand für antikommunistischen Terror (Bild oben).

Der Brandstifter: Göring als Zeuge vor Gericht (Bild links außen) und das Werkzeug van der Lubbe (Bild links).

Der moralische Sieger: Georgi Dimitroff, freigesprochen (Bild rechts außen) und erst ein Jahr später freigelassen nach internationalem Protest und einer breiten Solidaritätsbewegung in der Sowjetunion.

Feuer und Galgen



Allein, das begriff jedermann, konnte van der Lubbe das riesige Gebäude nicht angezündet haben. Wer also waren die beobachteten Täter mit den brennenden Fackeln? Vom Reichstagspräsidentenpalais, Görings Dienstwohnung, führte ein unterirdischer Gang in das Parlament. Und als die erste Feuerwehr eintraf, entdeckte sie am Tatort etwa zwanzig Männer der NS-Sturmabteilungen, kurz SA genannt, die sich im brennenden Reichstag zu schaffen machten.

Zu bedenken war auch, daß am darauffolgenden Sonntag ein neuer Reichstag gewählt werden sollte, und Hitler war seiner Sache nach den schweren Stimmenverlusten vom November 1932 keineswegs sicher. In der Ruine schwelte noch Glut, als die Brandstifter ausschwärmten, sich anzupreisen als Retter der Nation vor dem „bolschewistischen Chaos". Der lauteste Schreier hieß Göring: „Wäre es nach mir gegangen, so hätte man noch in der Brandnacht die Galgen gegenüber dem Reichstag errichtet und die kommunistischen Bestien aufgehängt." Und weiter in der gleichen Tonart: „Meine Maßnahmen werden nicht angekränkelt sein durch irgendwelche juristische Bedenken... Hier habe ich keine Gerechtigkeit zu üben, hier habe ich nur zu vernichten und auszurotten, weiter nichts." Keine leeren Drohungen, wie man weiß.

Wer hören wollte, wußte also Bescheid: keine Gerechtigkeit, statt dessen Galgen. Und an den Galgen haben dann bekanntlich nicht ausschließlich Kommunisten gehangen. Am Ende brannte das ganze Land und die halbe Welt, wie es die Kommunisten und außer ihnen niemand vorausgesagt hatten.

Aus der Verwandlung des manipulierten Anarchisten van der Lubbe in einen angeblichen Kommunisten leitete der Preußische Pressedienst damals die Lüge vom „bisher ungeheuerlichsten Terrorakt des Bolschewismus" ab. Der Reichstagsbrand, hieß es, sollte „das Fanal zum blutigen Aufruhr und zum Bürgerkrieg" sein, die „bolschewistische Revolution" stand ins deutsche Haus, und zwar in eben dieser Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933. Im Leipziger Prozeß hat Dimitroff dem Gericht den nötigen Nachhilfeunterricht erteilt: Kommunisten sind keine Anarchisten, und die KPD war nie die Partei, die sich auf sinnlose Abenteuer einließ. Im übrigen dürfte eine Partei, die zu Aufruhr, Bürgerkrieg, Revolution rüstet, in der Nacht, in der sie losschlagen will, vermutlich auf dem Sprung stehen. Woher aber hat die Polizei in jener Nacht Tausende Kommunisten geholt? Aus dem Schlaf.

Nie haben die deutschen Kommunisten auf ihrem langen schweren Weg ein brennendes „Fanal" benötigt, nicht in der Novemberrevolution von 1918, nicht in der Weimarer Republik, nicht im antifaschistischen Widerstand und nicht nach dem Krieg, als sie, wenigstens in einem Teil Deutschlands, mit den Brandstiftern ein für allemal reinen Tisch machten.

Jürgen Jessel

Fotos: Archiv

Umweltschutz an unserer Küste

Die Ostsee ist das Meer „vor unserer Haustür", und seit Jahren wird viel über die Gesundheit dieses Meeres gesprochen. Weshalb debattierten nun Parlamentarier darüber? Wer hatte zu dem Symposium eingeladen?

Das Symposium kam auf Initiative und Einladung der Interparlamentarischen Gruppe der Republik Finnland zustande. Es wurde von derem Vorsitzenden Dr. Johannes Virolainen geleitet und reiht sich in die Aktivitäten der Interparlamentarischen Union ein, durch Meinungs- und Erfahrungsaustausch zwischen Parlamentariern – und ihr Wirken als Abgeordnete – zur Lösung global und regional anstehender Probleme beizutragen. Die Tagung der Kommission zum Schutz der Meeresumwelt, zu der sich dieser Tage die Regierungsvertreter der Anrainerländer DDR, Dänemark, Finnland, BRD, Polen, Schweden und UdSSR gleichfalls in Helsinki trafen, hat weitere wichtige Impulse gegeben.

Einer Ihrer Leipziger Wissenschaftlerkollegen hat die Ostsee einmal als ein „kleines Meer mit großen Problemen" bezeichnet. Unter welchen Aspekten sehen Sie diese Problematik als Geograph?

Unsere Ostsee ist, durch ihre Lage als Randmeer des Ozeans und durch ihr Volumen als verhältnismäßig kleines maritimes Becken, ein ausgesprochen „sensibles" Meer. Der Wasseraustausch mit Nordsee und Atlantik erfolgt ausschließlich durch die schmalen Meerengen von Sund und Belt, woher in wechselnder Intensität salz- und sauerstoffreicheres Wasser in die Ostsee strömt. Ihr fehlen, im Gegensatz zum Ozean, starke Gezeiten, die ihre Wasser kräftig „durchschütteln" könnten. Das hat sie im übrigen mit dem ungefähr gleich großen Schwarzen Meer gemeinsam, das ebenfalls ein ozeanisches Randmeer ist, jedoch über eine vielfach größere Wassermenge – 537 000 zu 22 000 Kubikkilometer der Ostsee mit Kattegat – verfügt. Hinzu kommt, daß an den Küsten und im näheren territorialen Umfeld der Ostsee über 150 Millionen Menschen leben, die 15 Prozent der Weltindustrieproduktion erzeugen. In erster Linie haben sich diese beiden Faktoren seit Jahrzehnten ausgewirkt und bringen weiterhin beachtliche Probleme mit sich.

Das Meer ist Nahrungsquelle und Transportweg, die Ostseeregion ist Lebensraum und Erholungszone für die Menschen. Werden die sieben Anliegerstaaten der gemeinsamen Verantwortung gerecht? Und in welchem Maße sind wir an den Belastungen beteiligt?

Für die Atmosphäre des Helsinki-Symposiums, den Tenor aller Diskussion, war kennzeichnend, daß zu den anstehenden Fragen mit großer Sachlichkeit und Ernsthaftigkeit gesprochen wurde. Denn allen ist bewußt, daß mit wechselseitiger Auflistung von früheren Unterlassungen oder gegenwärtigen Versäumnissen nicht das geringste erreicht werden kann und es gleichfalls keinerlei Sinn haben würde, sich gegenseitig aufzurechnen, ob der eine mehr und der andere weniger für die Bewältigung der Probleme getan hat. Einhellig wurde die Meinung vertreten, daß die Bemühungen aller darauf gerichtet werden müssen, jeweils die Emission von Schadstoffen im eigenen Land zu verringern, dort die „Quellen" der Belastung streng ins Auge zu nehmen und sie letztlich zu verschließen. Das vorauszuschicken, erschien mir wichtig, weil auf diese Weise die Zahlen besser relativiert werden können und sie im klareren Licht erscheinen: Die DDR nimmt mit ihrer Küste 3,5 Prozent der Ostsee-Gesamtküstenlänge von 9000 Kilometern ein. Doch konnte unser Anteil an der Belastung Anfang der siebziger Jahre von 2 Prozent auf derzeit 1,5 Prozent gesenkt werden. Damit ist klar ersichtlich, daß die DDR zu den Ländern gehört, die die Ostsee am geringsten verunreinigen. Das sagt jedoch nichts darüber aus, welche Wirkungen die globalen ökologischen Vorgänge um die Ostsee – in Wasser und Luft – auch für unser Land und unsere Bürger haben.

Schaut man auf Angaben aus früheren Jahren, dann ist zu sehen, daß eine merkliche Reduzierung der Umweltbelastungen erreicht wurde. Sind das bereits Auswirkungen der Helsinki-Konvention zur Reinhaltung der Ostsee? Wie wurde auf dem Symposium die Wirkung dieser Konvention eingeschätzt?

Die 1974 in Helsinki unterzeichnete und bis 1980 von allen sieben Anliegerstaaten ratifizierte, somit in Kraft getretene Konvention über den Schutz der Meeresumwelt des Ostseegebietes hat inzwischen – so schätzen es die Wissenschaftler der beteiligten Länder ein – zu wesentlichen Verbesserungen geführt. Dank effektiver Maßnahmen, die auf den Territorien der Anrainerländer verwirklicht wurden, sind beispielsweise die Schwermetallkonzentrationen – in erster Linie von Quecksilber und Cadmium, die über die marine Nahrungskette und den Fisch Auswirkungen auf den Menschen haben können – deutlich zurückgegangen; sie sind im Vergleich mit der Nordsee, die eine breite, offene Verbindung zum Ozean hat, mittlerweile sogar als niedrig einzuschätzen. Was den Beitrag von Wasserwirtschaft und Umweltschutz unseres Landes dazu angeht, so ist zu sagen, daß Schwermetalle und toxische Stoffe bereits an der Grenze der Nachweisbarkeit liegen, womit die DDR ihre übernommene internationale Verpflichtung erfüllt. Dagegen muß es allen Anrainerländern Sorgen bereiten, daß eine weitere Zunahme von Stickstoff- und Phosphorverbindungen im Meer zu beobachten ist, was zu häufigerem Sauerstoffmangel und zur Bildung von Schwefelwasserstoff in den tieferen Bereichen der Ostsee geführt hat. Zur Verringerung der Belastung aus unterschiedlicher Ursache trägt unser Land – trotz steigender Industrieproduktion – durch vielfältige Maßnahmen bei, worauf ich gleich noch zu sprechen komme. Ich konnte in meinem Diskussionsbeitrag auf dem Symposium darauf näher eingehen und beobachtete eine durchweg positive Reaktion, was mich freute, zumal mein fachwissenschaftliches Interesse in besonderem Maße den Fragen der Erholungsnutzung der baltischen Küstengebiete gilt.

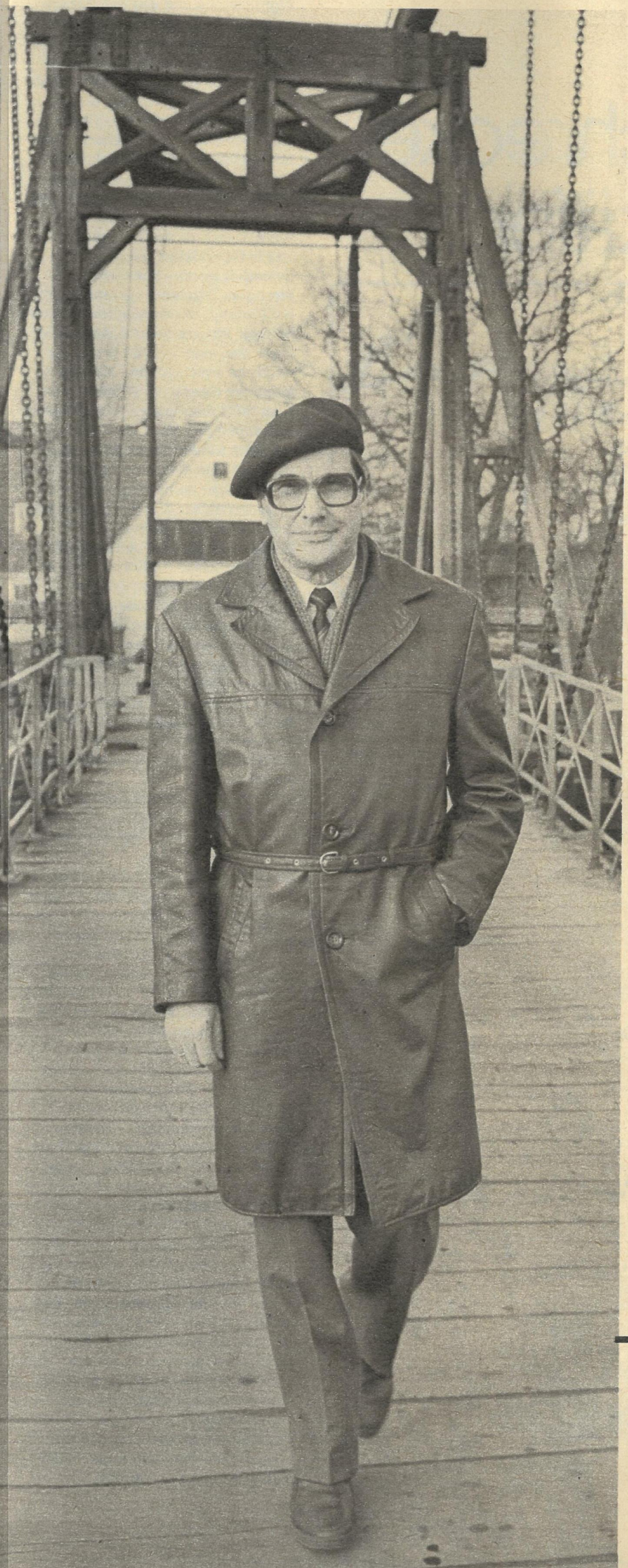
Bäche und Flüsse sind der hauptsächliche Transportweg für Schadstoffe ins Meer. Eine Reihe unserer Flüsse, die ihr Wasser zur Ostsee bringen, entspringen weit im Binnenland. Wie sorgen wir für immer geringere Verunreinigung?

Mit den jeweils für einen Fünfjahrplanzeitraum gefaßten Beschlüssen unserer Regierung zur Reinhaltung der Ostsee von 1973, 1976, 1980 und 1987, dem Wassergesetz der DDR sowie der Verordnung über die Bekämpfung von Wasserschadstoffhavarien in der Ostsee aus dem Jahre 1982 wurde dem Anliegen der Ostseekonvention voll Rechnung getragen. Eine ständige Arbeitsgruppe „Ostseekonvention" von Regierungsvertretern aus den verschiedenen Zweigen der Volkswirtschaft koordiniert und kontrolliert regelmäßig die Verwirklichung dieser Beschlüsse. So wurden zwischen 1973 und 1985 in Städten und Industriebetrieben des Küstenbereichs 32 große Anlagen zur Abwasserreinigung gebaut oder erweitert, unter anderem in Stralsund, Wismar, Boltenhagen, Kühlungsborn und Saßnitz, aber auch weiter landein wie in Malchin, Stavenhagen, Neubrandenburg, Pasewalk und Eberswalde. Die von der DDR eingeleiteten Maßnahmen zum Gewässerschutz – und damit zur Reinhaltung der Ostsee – gehen in erster Linie davon aus, die hygienischen Verhältnisse im unmittelbaren Küstenbereich weiter zu verbessern, um seinen Erholungswert für die Urlauber ständig zu erhöhen. Von großer Bedeutung sind diese Maßnahmen ebenfalls, um im Einzugsbereich des Meeres die notwendige Wasserqualität zur

Professor Dr. sc. Bruno Benthien ist Leiter des Wissenschaftsbereiches Ökonomische Geographie der Sektion Geographie der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Er studierte in Rostock und Greifswald. Seit 1962 Professor, leitete er die Sektion fünfzehn Jahre als Direktor. (1968–1983). Nach langjährigem Wirken als Abgeordneter des Bezirkstages Rostock und Vorsitzender der Ständigen Kommission Erholungswesen wurde Prof. Benthien 1976 zum Volkskammerabgeordneten gewählt (LDPD-Fraktion), er ist Mitglied des Ausschusses für Arbeit und Sozialpolitik. Vor kurzem nahm Prof. Benthien als Vertreter der Interparlamentarischen Gruppe der DDR an einem Symposium von Parlamentariern der Ostsee-Anliegerstaaten in Helsinki teil, das sich den aktuellen Problemen der Umwelt im Ostseeraum gewidmet hat.

Auf ein Wort, Herr

Welche Hilfe braucht die Ostsee?



Trinkwasserversorgung und somit zur Sicherung des Wohnungsbauprogramms zu gewährleisten. Bis 1990 werden in Städten und Gemeinden rund fünfzig Kläranlagen, darunter einige große biologische Abwasserbehandlungsanlagen, zum Beispiel in Schwerin, Güstrow, Rostock, Barth, Stralsund, Bergen und Wismar, in Betrieb genommen beziehungsweise es wird mit ihrem Bau begonnen.

Auf den Seewegen der Ostsee, den „blauen Straßen" des Meeres, verkehren alljährlich Tausende und aber Tausende Schiffe, darunter viele Tanker. Wo bleiben deren „Abprodukte"?

Die Ostseekonvention hat auch dazu Empfehlungen gegeben und stellt gleichzeitig eine Reihe dringlicher Forderungen. Beispielsweise sind die Schiffe mit Fäkalientanks und Anlagen zur Rückhaltung des ölverunreinigten Bilgenwassers auszurüsten. Heute sind die Schiffe unserer Flotte mit solchen Anlagen ausgestattet, und in allen neuen Schiffen werden generell Müll- und Abwasserbehandlungsanlagen eingebaut. Eine Wirksamkeit für die Reinhaltung der Ostsee haben außerdem die Entsorgungseinrichtungen für Slopöl, Fäkalien und-Schiffsmüll an Land. Allein die Anlage zur Aufbereitung von Bilgen- und Ballastwasser im Rostocker Überseehafen behandelt pro Jahr mehr als 100 000 Kubikmeter solcher Abprodukte. Dabei werden jährlich etwa 7000 Tonnen Öl dem Meer ferngehalten und für unsere Volkswirtschaft zurückgewonnen.

Doch auch, was die Industrien Europas – in Ost und West, Nord und Süd – so täglich durch den Schornstein jagen, schwebt über unseren Köpfen, fällt in die Ostsee und auf die angrenzenden Gebiete. Wurde beim Symposium gleichfalls über die anhaltende Luftverschmutzung gesprochen?

Ja, sie bildete sogar ein zentrales Thema, dem besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde, weil es die Öffentlichkeit und die Wissenschaft aller Ostsee-Anliegerländer fortdauernd bewegt. Das Problem besteht vor allem darin, daß die durch massenhafte Verbrennung fossiler Energieträger wie Kohle und Erdöl in die Luft ausgestoßenen Schadstoffe, etwa Schwefeloxide aus den Schornsteinen von Feuerungsanlagen und Stickoxide aus den Auspuffen von Verbrennungsmotoren, durch die atmosphärische Zirkulation großräumig verteilt werden, was negative Auswirkungen auf Wasser, Felder und Wälder – und letztlich ebenfalls für den Menschen – hat. Auch auf diesem Gebiet bestehen inzwischen internationale Vereinbarungen, die vorsehen, bis 1993 die SO_2-Emission um mindestens 30 Prozent im Verhältnis zu 1980 zu senken. Wir meinen – und diesen Standpunkt habe ich in Helsinki vertreten –, daß eine Lösung dieser Probleme ebenfalls möglich ist, wenn man sie in ähnlicher Weise wie die Reinhaltung der Ostsee durch eine konstruktive internationale Zusammenarbeit anpackt. Die DDR leistet angestrengt ihren Teil dazu, unter anderem durch die konsequente Verlagerung der zu transportierenden Güter von der Straße auf die Schiene, die strikte Einhaltung der Geschwindigkeitsbegrenzung von Fahrzeugen auf Autobahnen und Straßen, die zielstrebige Elektrifizierung des Eisenbahn-Streckennetzes sowie durch die sich zunehmend verstärkende Einführung der Entschwefelung der Abgase von Verbrennungsanlagen. Dabei spielt die Rückgewinnung wertvoller Inhaltsstoffe keine geringe Rolle.

Die Gesetze, Verordnungen sind da, und die notwendigen, heute realisierbaren Maßnahmen werden Schritt für Schritt verwirklicht. Welche Kontrolle haben die Bürger darüber, und was können sie selber dafür leisten?

In der Hauptsache, so denke ich, müssen wir – die Abgeordneten aller Ebenen der Volksvertretungen und die Bürger überall im Lande – in unserer gesellschaftlichen Tätigkeit wie gleichermaßen in unserer beruflichen Arbeit auf die Einhaltung und die Durchsetzung der bei uns geltenden gesetzlichen Bestimmungen des Umweltschutzes hinwirken. Dazu ist jeder aufgefordert. Daß alle Fragen des Umweltschutzes nicht losgelöst von der Grundfrage unserer Zeit, der Sicherung des Friedens, betrachtet werden können, ist für mich dabei eine Selbstverständlichkeit. Das umweltbewußte Verhalten fängt bei jedem von uns selber an, und manch einer muß dazu auch noch erzogen werden.

Mit Professor Bruno Benthien sprach Helmuth Pelzer

Foto: Harry Hardenberg

Professor!

Pirsch ohne Gewehr (5)

Wüstenschrecke und Schwarzkäfer

Naturschutzgebiet Badchys/UdSSR

Im äußersten Süden der Turkmenischen SSR, wo die Staatsgrenze der Sowjetunion mit den Grenzen Afghanistans und des Iran zusammentrifft, liegt das Schutzgebiet Badchys. Das Reservat, das 87 680 Hektar Wüste und Wüstensteppe umfaßt, wurde im Jahre 1941 vor allem deshalb eingerichtet, um das Überleben des Turkmenischen Kulans („Halbesels") zu sichern. Diese temperamentvollen Wildpferdverwandten haben sich in der hegerischen Obhut des Menschen wieder so gut vermehrt, daß andere Gebiete, zum Beispiel in Kasachstan und in Usbekistan, mit Jungtieren besiedelt werden konnten. Unter strengem Wüstenklima erhielt sich bei Badchys ein ungewöhnlich reichhaltiger Pflanzenwuchs. Kostbarkeit unter den mehr als 700 Arten: die natürlich entstandenen Pistazienhaine am Rande der Wüste. Einen Abschnitt des Reservats darf keines Menschen Fuß betreten… Es handelt sich um ein Stück Wüstenboden, auf dem die ursprüngliche Flora unverfälscht durch Einflüsse landwirtschaftlicher Tätigkeit in der Region bewahrt bleiben soll.
Zu den vom Aussterben bedrohten Tierarten, die in Badchys Zuflucht fanden, gehören Kropfgazelle (Dsheiran) und Turkmenisches Wildschaf, außerdem Leopard, Hyäne und Wüstenluchs (Karakal), Tigerlitis, Honigdachs. An Greifvögeln sind vor allem Steppenadler und Geier zu nennen. Stattlichster Vertreter der Kriechtiere ist der Wüstenwaran, der mit seinem Peitschenschweif über einen Meter lang werden kann.

Dr. M. Freude (Bild und Text)

Karte: Gottfried Knoch

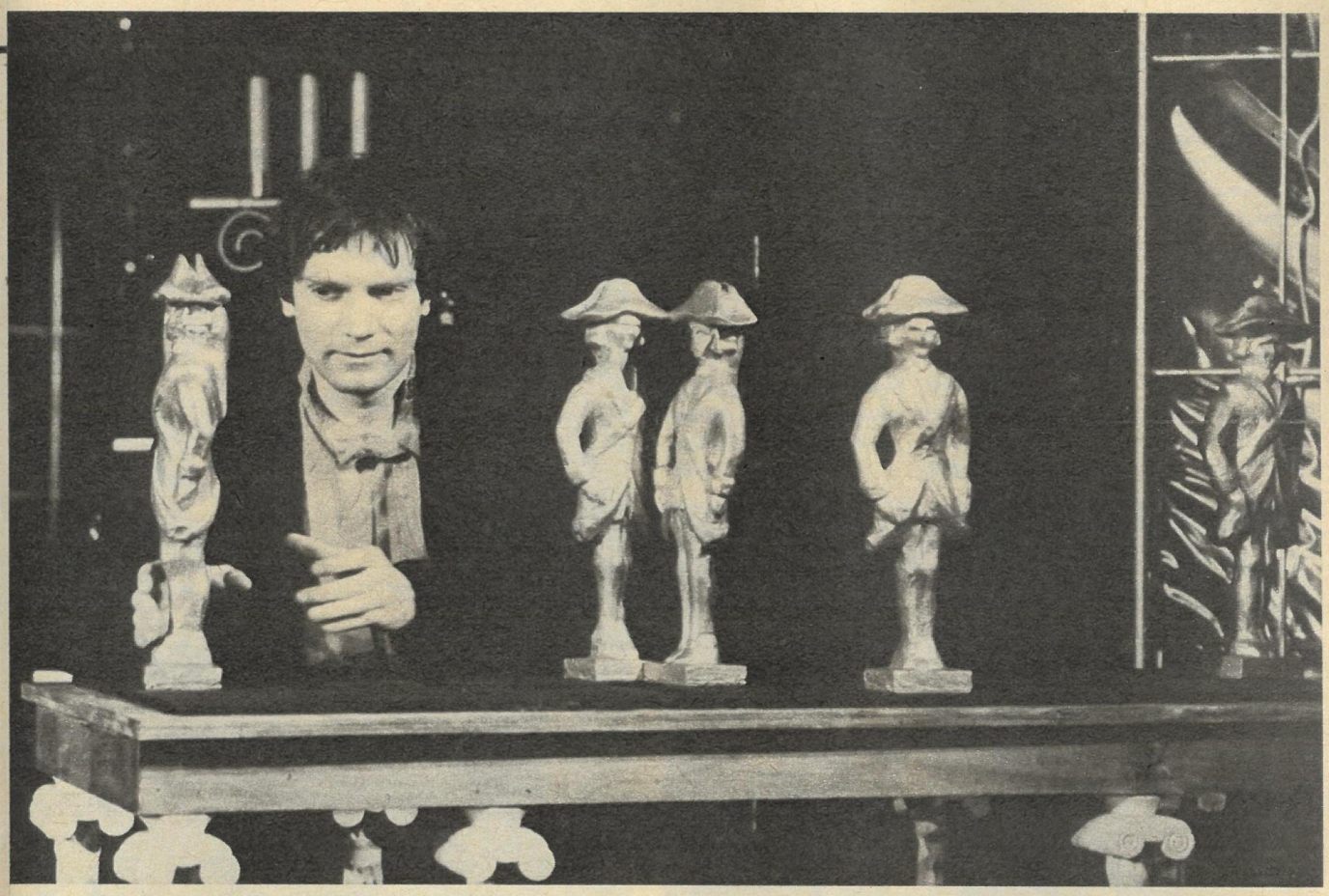
BISHER KAUM BEACHTET – die zahlreichen Insektenformen, die sich nicht schlechter als Kulan oder Dromedar dem Leben bei Trockenheit angepaßt haben. Oben: Wüstenschrecke (Gattung Acrida, Familie der Feldheuschrecken). Frißt mit dem jahreszeitlichen Verdorren des Pflanzengrüns um die Wette, wird wie die Wanderheuschrecke häufig zum Schädling in Anbauzonen. – „Brutgebiete" sind Trockentäler, in denen sich Wasserreste von den Winterregen sammeln. – Rechts: mittelasiatischer Schwarzkäfer. Fast 20 000 Arten(!) zählt seine Familie, die Tenebroidae, nahezu alle in Wüsten und Halbwüsten heimisch. Charaktertiere der Trockenlandschaft (Färbung fast durchgehend schwarz; paradoxerweise finden sich die einzig bekannten weißen Käfer gerade in dieser Gruppe). Erst in neuerer Zeit stellte man fest, daß die höckerartigen Gebilde des Chitinpanzers als Destillationsvorrichtung wirken… In kühlen Nächten verharren die Käfer kopfstehend auf dem Kamm von Wanderdünen; Tautröpfchen, die an den Höckern kondensieren, fließen in Längsriefen nach dem Kopf und können so aufgesogen werden.

Puppen als perfekte Partner

Leutnant Sinjuchajew rennt ratlos durchs Zimmer, und der Raum verengt sich ihm zum Käfig. Er begreift nicht, was geschehen ist: „Der an hitzigem Fieber verstorbene Sinjuchajew wird als aus dem Dienst ausgeschieden betrachtet", hatte der Regimentsbefehl gelautet. Einem Kanzleiversehen zufolge mußte er nun gefälligst tot sein, während Sekondeleutnant Saber zu „leben" beginnt und sogar Karriere machen wird, obwohl der nur auf dem Papier existiert... Gespenstische Szenerie, wenn der vom bürokratischen Irrtum getötete Sinjuchajew sich nun nicht anders zu retten weiß, als Zinnsoldaten zu kommandieren, sie hin und her zu schieben, zu ohrfeigen oder zu belohnen. Diese gewinnen plötzlich ein unheimlich-wirkliches Leben, marschieren, ordnen, drehen sich auf sein Geheiß, und der Zar schaut aus dem Hintergrund allem wohlgefällig zu.

Wir erleben eine Probe im Moskauer Puppentheater. Einstudiert wird die bissig-heitere Satire „Sekondeleutnant Saber", die Juri Tynjanow (1894–1943) auf die zaristische Selbstherrschaft geschrieben hatte. Chefregisseur Leonid Chait, ein Schüler des legendären Puppenspielers Sergej Obraszow, dramatisierte die berühmte Novelle, um sie eigens für seine Bühne einzurichten. „Tynjanow gilt heute zu Recht als ein Meister der sowjetischen Prosa, er hat uns eine Menge mitzuteilen", sagt der Regisseur.

Leonid Chait wurde bekannt als Gründer und Leiter des Ensembles „Menschen und Puppen"; die fünfundfünfzig zumeist jungen Künstler sind professionelle Puppenführer wie Schauspieler. Als Tourneetruppe traten sie schon in mehr als vierhundert Städten der UdSSR und im Ausland erfolgreich auf, bis sie vor etwa anderthalb Jahren das



Chefregisseur Leonid Chait (l.) probt „Sekondeleutnant Saber“ (Foto links unten). Menschen und Puppen machen sich miteinander bekannt (Fotos oben).

traditionsreiche Gebäude in der Spartakistenstraße des Moskauer Baumannbezirks bezogen. 1912 befand sich hier eines der ersten Stummfilmstudios der Stadt. Inspiration? Der Hausherr hat ungewöhnliche Einfälle. Er probiert nicht nur Bekanntes neu, er kleidet auch Neues für Kinder und Erwachsene in ungewöhnliche Bilder. Grotesk-absurd inszenierte er „Serenade“ und „Karol“ nach Texten des polnischen Dramatikers Slawomir Mrozek; demnächst will er Michail Sostschenko ein Stück widmen, in dem Zeitgenossen des Dichters und Figuren seiner Bücher gleichzeitig agieren. Kurz, es begibt sich Sonderbares in Leonid Chaits Reich…

Lebensgroße Puppen und Menschen spielen völlig gleichgestellt auf der Bühne. Gegen- und miteinander. Faszination, die sich aus der Vermengung von künstlichen und lebenden Darstellern herleitet. „Mich hat eh und je der spielende Mensch interessiert, die Möglichkeiten, die sich aus der Beziehung Mensch–Puppe ergeben.“ Für den Regisseur Chait ist das mit seinen Puppen spielende Kind Ausgang seiner ästhetischen Überlegungen: „Wir können das Kind, das mit Puppen spielend seine Phantasie entwickelt und weitet, nur beneiden. Irgendwann, der Teufel weiß warum, hören wir auf damit und werden arm.“ Chait weigert sich, dies anzuerkennen. Und indem er die verlorengegangene Liebe zur Puppe, zum Spiel wieder aufnimmt und sie als ein Erfragen, als ein Erforschen der Wirklichkeit weiterführt, eröffnet er seinen Zuschauern neue wichtige, wesentliche Horizonte. „Da küßt ein kleiner Junge sein Häschen Schnuppi. Glauben Sie, das wäre für ihn in dem Moment ein toter Gegenstand?“

Und so wurde schließlich auch die Idee geboren, die Trennung vom Puppenspiel für Kinder von dem für Erwachsene aufzuheben. „Wenn ein Kind mit seiner Mutter in eine Vorstellung geht und beim Seitenblick auf die Mama feststellt, daß diese sich rechtschaffen langweilt im Theater, ist der Kunstgenuß des kindlichen Besuchers von vornherein in Frage gestellt.“ Der Ausweg für ihn heißt Qualität, Stücke so zu inszenieren, daß sie Alte wie Junge gleichermaßen fesseln. „Kasper und Hanswurst, Punch und Pierrot waren seit dem Mittelalter als Jahrmarktsattraktionen ja auch für alle da. Theater ist unteilbar!“

Spaß soll es bereiten, das Alltägliche wie das Phantastische, am besten das Phantastische im Alltag. Man staunt und bewundert's, wenn hier die Fingerpuppen und die Lebensgroßen mit ihren menschlichen Partnern streiten, kämpfen, tanzen – das Spiel vom „Sekondeleutnant Saber“ soll im März Premiere haben.

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Liebe im Kloster

Jedesmal, wenn ich nach Warschau kam, versäumte ich nicht, zur Krakowskie Przedmieście hinaufzuwandern, wo in der Heiliggeistkirche in einer Säule des Mittelschiffes das Herz des *Fryderyk Chopin* aufbewahrt wird. Zeitweilig gehörte das lebende Frauen ganz unterschiedlicher geistig-seelischer Verfassung, von denen zweifellos nur eine höchste Erfüllung wie tiefsten Schmerz verursachte: *George Sand.* Dauerhaft ergriffen war dieses Herz aber nur von seiner Liebe zur Heimat und zur Musik.

Nur einige Schritte weiter auf dieser Straße hat der junge, romantisch blasse Mann mit den träumenden Augen gewohnt, bevor er Warschau für immer verließ. Als er am 1. November 1830 in die Postkutsche steigt, ist er zwanzig Jahre alt, aber schon ein Star. In unglaublich kurzer Zeit hat er sich in den Salons und auf den Konzertpodien Warschaus und Westeuropas einen Namen gemacht. Auch in diesen Tagen erwartet eine elegante und versnobte Welt den Virtuosen, das musikalische Genie, mit Ungeduld. Voller Unruhe ist auch er. Wird es seinen Freunden, jungen polnischen Revolutionären, gelingen, die zaristische Fremdherrschaft abzuschütteln? Er selbst wollte Soldat der Revolution sein, mit der Waffe kämpfen, aber seine Freunde beschworen ihn, seine ureigene Waffe, die Musik, zu gebrauchen. Und er wußte sie zu handhaben. Zeitgenossen rühmen den feinen Anschlag, das empfindungsstarke Spiel des Virtuosen Chopin, welcher die vom Komponisten angestrebte Klarheit und Durchsichtigkeit des Tones hervorbringt. Klarheit, Gefühlsreichtum und gedankliche Durchdringung zeichnen aber auch die Schöpfungen Chopins vor der mehr schönfarbenen, vordergründig effektvollen, romantisch verschwommenen Durchschnittsmusik seines Zeitalters aus. In der Tiefe des Chopinschen Werkes entdeckt, vor allen anderen, der deutsche Komponist Robert Schumann die „starke originelle Nationalität" des Polen und die zur Tat aufrührende Wirkung, wenn er schreibt, daß Chopins Musik „unter Blumen eingesenkte Kanonen" seien. In den zahlreichen Mazurken und Polonaisen lebt das polnische Volk ebenso wie die Gefühlswelt ihres Schöpfers. Kein Wunder – hat er doch die polnische Volksmusik wie kein anderer in sich aufgenommen und verarbeitet.

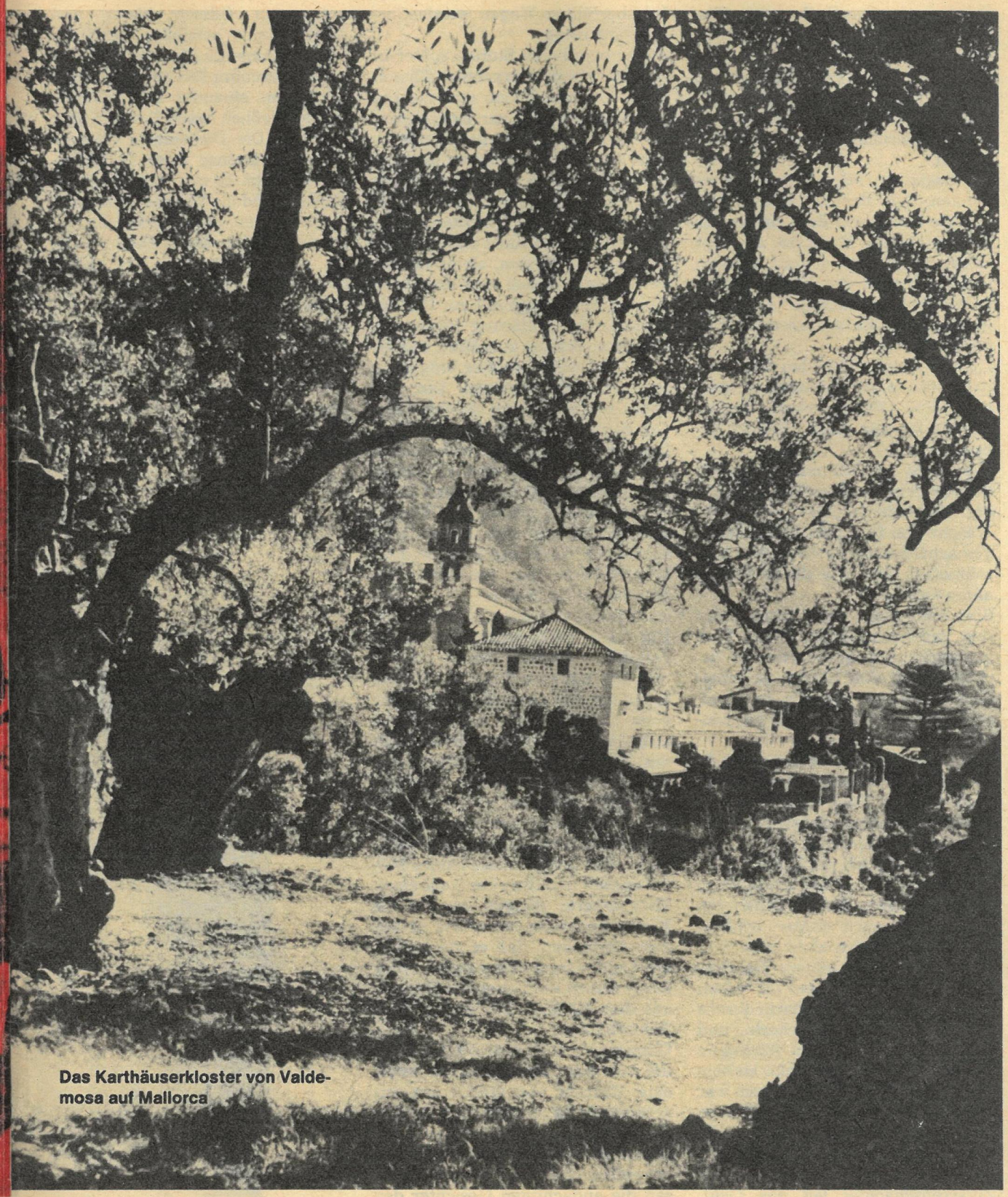
Auf der Durchreise in Stuttgart erreicht ihn die Nachricht vom Scheitern des Warschauer Aufstands. Schmerz, Wut und Verzweiflung wühlen in ihm, als er seine c-Moll Etüde schreibt, die „Revolutions-Etüde". Sie faßt die Gefühle des zum Emigranten gewordenen Patrioten in ergreifende Klangbilder.

Diese c-Moll Etüde und viele andere noch unaufgeführte Werke bringt Chopin nach Paris mit, das er bis auf einige Auslandsreisen nicht mehr verlassen wird. Die berühmte Metropole an der Seine ist für ihn „die größte Pracht, die größte Schweinerei", wie er in einem ersten Brief nach Hause berichtet. In sein Hochgefühl ob der Herrlichkeit mischt sich sogleich jene fatalistische Nonchalance, welche die Bindungslosigkeit und Vereinsamung des Exulanten ausdrückt: „Man verliert sich in diesem Paradies, und es ist bequem, weil niemand danach fragt, wie der andere lebt." Aber dann stürzt er sich in die tausend Zerstreuungen,

Fryderyk Chopin und George Sand, gemalt von ihrem Freund, dem Maler Eugène Delacroix. Nationalmuseum Krakau, Louvre Paris.

er will seine Wirkung auf die anderen auskosten und Karriere machen in den Salons wie die ehrgeizigen Helden Balzacs. Frauengeschichten der Herren, Männergeschichten der Damen sind Gesprächsstoff Numero eins in diesen Salons. Die Gräfin Marie d'Agoult verläßt Mann und Kinder, um dem dämonischen Pianisten Franz Liszt zu folgen. Die Baronin Dudevant, die sich als Schriftstellerin George Sand nennt, trennt sich aus Enttäuschung von dem Dichter Alfred de Musset. Die polnische Gräfin Maria Wodzińska zieht dem nicht ganz standesgemäßen Fryderyk Chopin einen Grafen Skarbeck vor. Der Künstler findet Trost bei der grundmusikalischen Gräfin Potocka. Da trifft Fryderyk bei der d'Agoult die Baronin Dudevant und findet sie „schrecklich". Madame trägt einen Burnus, Pantalons und raucht Zigarren, die sie sich mit einem Fidibus anzündet. Daß sie eine der bekanntesten Romanautorinnen ihrer Zeit ist, interessiert ihn nur wenig, da er selbst in seine Musik eingesponnen ist. Außerdem – Romane schreiben ist unter den Frauen in der Mode. Aber auch zu den zeitgenössischen Größen der Literatur wie Honoré de Balzac und Victor Hugo findet er keinen Zugang. Musset ist ihm kaum ein Begriff, und Heine, den er sogar persönlich kennt, bedeutet ihm nicht viel. Allerdings erkennen alle erwähnten Persönlichkeiten in Chopin neidlos das Genie.

Die Baronin ist eine geborene Dupin und durch ihren Vater eine Urenkelin August des Starken von Sachsen. Mit achtzehn heiratet sie den ungeliebten, neun Jahre älteren Dudevant, hat Kinder, verläßt den Baron jedoch 1831. Die Scheidung zieht sich lange hin. Von nun an ist sie in der Liebe die Ältere, Erfahrenere, aber sie glüht auch in Leidenschaft für die Befreiung der Frau und des Volkes. Ihr soziales Gespür läßt sie in ihren Romanen Partei ergreifen für den vierten Stand, für die versklavte Frau, für die Wahrhaftigkeit des Gefühls. Sie sympathisiert mit den Barrikadenkämpfern der Julirevolution von 1830, in deren Verlauf der Bürgerkönig Louis-Philippe zur Macht kommt, sie nimmt begierig die Lehren des utopischen Sozialisten Saint-Simon, auch die von der „freien Liebe", auf und schreibt sich, wie Zola sagt, ihren Haß ge-



Das Karthäuserkloster von Valdemosa auf Mallorca

gen die sogenannte gute Gesellschaft von der Seele. Ihr literarisches Ansehen steigt, aber auch ihr Liebesbedürfnis, ihr, wie sie sagt, „Verlangen nach Sympathie". Am Quai Malaquais, ihrer Wohnung in Paris, empfängt sie ihre Verehrer wie eine regierende Fürstin. Ihre Romanzen mit Jules Sandeau, einem jungen Literaten, dessen abgewandelten Namen sie zu ihrem Pseudonym macht, mit dem Lyriker Alfred de Musset und mit anderen, stets jüngeren Männern entzücken die Klatschbasen von Paris und lassen den Ruhm ihrer Liebestüchtigkeit den ihrer literarischen Leistung übertreffen. Die Bindung an Musset ist stark, ihr Unabhängigkeitsdrang mächtiger. Sie flieht vor ihrer Liebe auf das elterliche Gut Nohant. Nach einer Amoure mit einem Scheidungsanwalt lernt sie den sechs Jahre jüngeren Fryderyk Chopin kennen. Es ist bei ihr wie immer Liebe auf den ersten Blick. Nach mehrmaligen Begegnungen bei Marie d'Agoult, ihrer „liebsten Freundin", in der Rue Lafitte, fängt auch Chopin Feuer. Schon bald kann sie, die „Große Mütterliche", den Vereinsamten und Erkrankten dazu bewegen, Urlaub zu nehmen von den anstrengenden Salons. In seiner Brust sind die Tuberkeln am Werk, gegen die damals kein Kraut gewachsen war. Südliches Klima könnte Linderung verschaffen. Mallorca wird ins Auge gefaßt. Sie hätte ihn wie einen bunten Schmetterling in ihren Netzen eingefangen, sie hätte sich von ihrer mütterlichen, opferbereiten Seite gezeigt, die bisweilen stärker sei als der Appetit einer wollüstigen Katze, so schilt Chopin-Enthusiast Jaroslaw Iwaszkiewicz in seiner Chopin-Biographie von 1985. Eine Frau sieht das anders: „Dieses Bedürfnis nach Liebe und Verständnis", schreibt die bekannte Romanistin Rita Schober, „ging bei ihr immer Hand in Hand mit dem Bedürfnis, den Geliebten zu umhegen, zu bemuttern... deshalb aber auch scheiterte sie immer wieder in all ihrem Suchen nach einer idealen Liebe, weil ihr dieses Ideal des hilfsbedürftigen und zugleich seelisch überlegenen Mannes nie in ein und derselben Person begegnete." Diesem klugen Urteil würde ich den Vorzug geben. Beide lieben sich aufrichtig und mit allen Sinnen, als sie im Oktober 1838 ihre Reise nach Mallorca antreten. Um diese Zeit geht ein warmer Wind über die Insel, blanke Sonne, sattes Grün und braune Berge und dazu ein tiefblaues Meer zaubern ein Paradies. Das Paar, begleitet von den Kindern der Baronin, genießt den Inselfrieden und die Liebe. Aber dann schlägt das Wetter um. Ewig kalter Regen macht das Leben und die Liebe grau. Fryderyk erkältet sich und spuckt Blut. Vor den abergläubischen und mißgünstigen Einwohnern, die sie mit Haß verfolgen, flüchten sie in das Tal von Valdemosa, wo sie die schützenden, aber kalten Mauern des alten, von den Mönchen verlassenen Karthäuserklosters aufnehmen. Hier überfällt Fryderyk das Gefühl des Abgeschnittenseins mit Macht. Dennoch regen ihn Landschaft und unbewältigte Konflikte mit der so ganz andersartigen Geliebten zur Arbeit an. Er komponiert den bereits 1836 begonnenen Zyklus von 24 Präludien in der Einsiedelei zu Ende. Die Präludien aus dem „Wohltemperierten Klavier" des Johann Sebastian Bach geben ihm die Anregung. Was aber dem Altmeister noch als Vorspiel und Einführung in das Thema diente, gewinnt bei Chopin eigenständige Bedeutung. Jedes „Prélude" kann für sich allein stehen, ordnet sich aber einem motivischen Kerngedanken unter. In all diesen meisterlichen Stücken spiegeln sich Bedrängnis und Todesahnungen, aber auch Aufbegehren gegen das Schicksal wider. Gewitter und Regen und Sturm werden gegenwärtig und auch der Frühling. Im Februar erscheint das Meer um Valdemosa rosafarben, Widerspiel der millionenfachen Mandelblüte. Da wird der todkranke Mann in einer Schubkarre zum Hafen gefahren. Im Mai 1839 kehren die Liebenden von Mallorca zurück. Die Reise war Höhepunkt und zugleich beginnender Verfall einer Beziehung, die noch eine Weile bestand, um endlich zu zerbröckeln. Wenn man der d'Agoult Glauben schenken dürfte, so waren beider Naturen absolute Gegensätze. Eifersucht und Bosheit abgezogen, ergibt sich jedoch ein anderes Bild: Zwei selbständige Charaktere mit dem starken Egoismus schöpferischer Persönlichkeiten konnten sich ebensowenig mischen wie Feuer und Wasser. Sie waren zwei verschiedene Welten, die sich zufällig begegneten, um hernach ihre vorgeschriebene Bahn fortzusetzen. Für den Komponisten Fryderyk Chopin endete sie nur allzubald; ganze 39 Jahre alt, rafften ihn eine heimtückische Krankheit und eine unheilbare Melancholie dahin. Madame George Sand lebte danach noch 37 Jahre, wurde weiser und berühmter und wünschte allen großen Männern, daß man ihr Bild in Marmor hauen oder in Bronze gießen möge, denn solange sie leben würden, wären sie gehässig, nachtragend, launenhaft und despotisch.

Helmut Zemke

Fotos: Archiv, Katja Hayek-Arendt

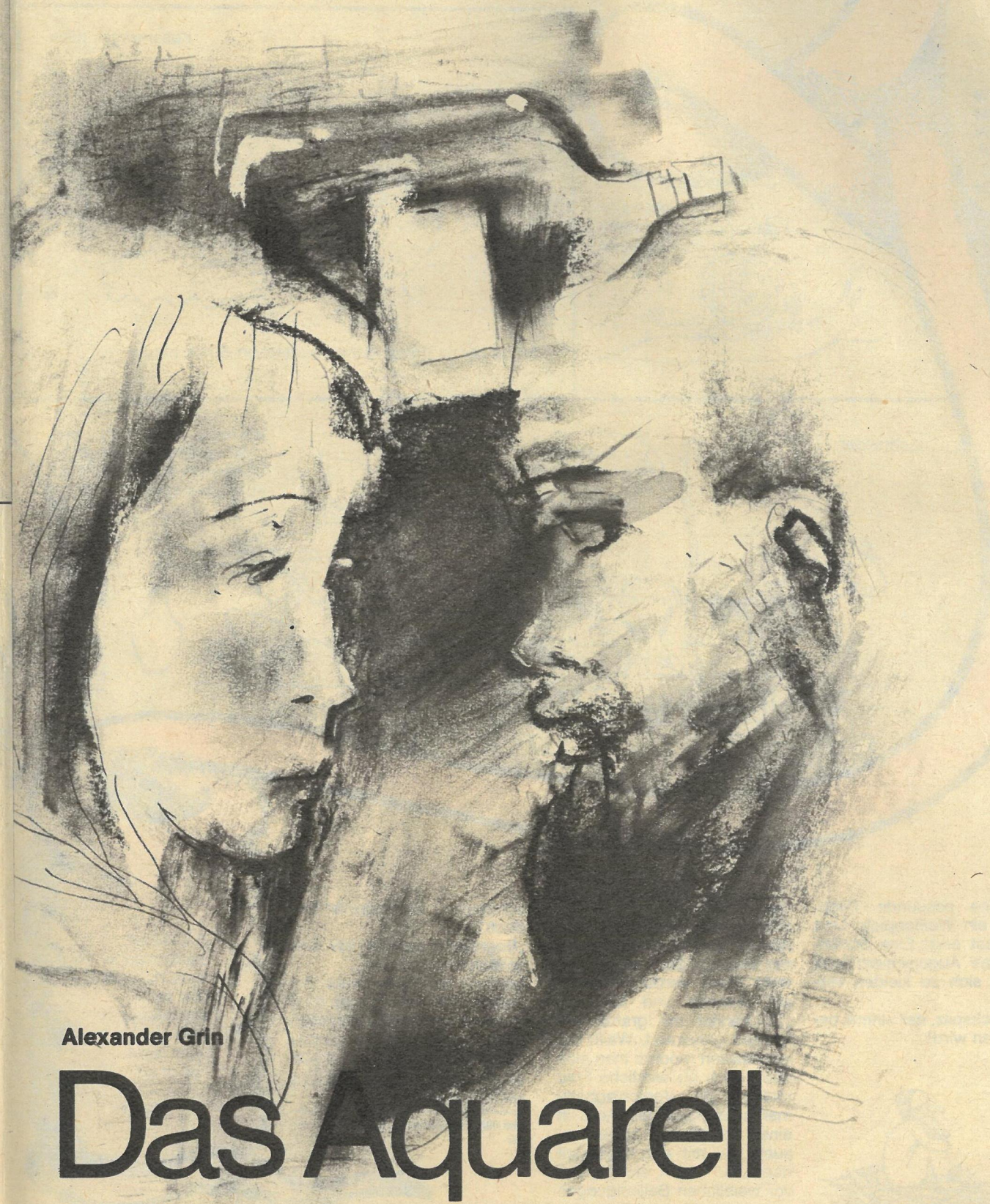
Wieder begegnen wir den intensiven Gestalten aus dem „Grinland", – einer Welt, die Alexander Grin (1880–1932), der frühen Sowjetliteratur als „Romantiker" zugeordnet, während der vielen, meist glücklosen Unternehmungen seines Lebens schuf. Hinter der Beschreibung jener Welt mit ihren phantastischen Namen und Orten verbirgt sich eine genaue Kenntnis der Alltagswirklichkeit, wie er sie selbst ausgiebig erlebte, und ein tiefes Eindringen in die menschliche Psyche. Die Erzählung entnahmen wir dem im Kiepenheuer-Verlag erschienenen Sammelband „Der Fandango" in der Übersetzung von Bogdan Kovtyk.

Clisson erwachte mißmutig.
Gestern abend hatte ihm Betsy heftig vorgeworfen, daß er ihr auf der Tasche liege, während Wilson auf dem Flußdampfer „Dannem" Arbeit gefunden habe.
Die Stelle des Heizers war für Clisson bestimmt gewesen, doch verpaßte er absichtlich den Zug, so daß die „Dannem" bereits ausgelaufen war. Die Wäscherin verdiente nicht schlecht. Clisson verhielt sich bewußt nachsichtig gegen Betsys Neigung zum Trinken, denn die beschwipste Frau gab ihm das Geld recht bereitwillig. Sie galt als gute Wäscherin und hatte deshalb dauernd alle Hände voll zu tun.
Clisson lag mit schwerem Kopf und einem Brennen in der Brust auf dem Bett, rauchte eine billige Zigarre und überlegte: auf welche Weise könnte er zu einer Krone kommen? Es war ein festlicher Tag; gestern hatte der Heizer mit seinen Kumpanen verabredet, daß er sie in der Kneipe von Fuchs treffen werde. Ein fröhlicher grüner Morgen bewegte hinterm Fensterrahmen die Efeublätter. Die Büsche, die an der Hauswand wuchsen, dufteten angenehm. Clisson sah auf die gelben und weißen Blüten, und er stellte sich vor, es seien silberne und goldene Münzen. Er zählte vierzig Stück und seufzte.
Betsy kam mit einem eisernen Wasserkessel herein. Gähnend begann sie den Tisch zu decken.
Im Zimmer gab es außer den Hokkern, zwei Betten und einem alten geflochtenen Korbstuhl kein weiteres Möbelstück. In der Ecke hinter der Tür häufte sich der Müll einer ganzen Woche. Auf dem Fensterbrett lagen Essenreste herum; der Fußboden war von Gurken- und Apfelschalen übersät. Den an der Wand stehenden riesigen Körben mit schmutziger Wäsche entströmte ein Geruch von Feuchtigkeit und Moder.
Als die Wäscherin um den Tisch herumging, stieß sie mit dem Fuß an eine leere Flasche, die wegrollte und Clisson ausdrucksvoll daran erinnerte, daß er auf den Rausch einen trinken müßte.
Betsys düstere Miene erweckte in ihm keine großen Hoffnungen. Clisson bedauerte, daß er gestern vergessen hatte, sie um Geld zu bitten, er zog sich niedergeschlagen an; da er eine Wiederholung der gestrigen Ausfälle befürchtete, hatte er es nicht sonderlich eilig mit einem Gespräch.
Sie begannen schweigend Tee zu trinken. Aus der Art und Weise, wie die Wäscherin dem Heizer das Messer aus der Hand riß, mit dem er gerade das Brot schnitt, gewann Clisson dunkel die Überzeugung, daß Betsy die „Dannem" nicht vergessen hatte. Zu verlieren hatte er nichts.
Clisson sagte: „Hab den Zug verpaßt. Wollte ich ihn etwa verpassen? Ein Zufall, sonst nichts. Kannst du mir einen Shilling geben?"
„Verflucht soll ich sein, wenn ich dir was gebe", antwortete Betsy ruhig. „Ich habe in dieser Woche die Wäsche von fünf Haushalten fertig gemacht. Ich werde die Arbeit hinschmeißen und wie du zu saufen anfangen."
Sie zankten eine Weile miteinander und wurden schließlich still. Clisson schüttete angewidert einen Becher Tee in sich hinein, er beneidete Betsy, die niemals an Kopfschmerzen litt. Um es ihr heimzuzahlen, sagte er:
„Du trinkst selber. Gestern hast du dich vollaufen lassen, hast Lieder angestimmt. Hast ein fremdes Hemd mit Spitzenstickerei angezogen und rumgeprahlt."
„Hättest du mich doch nicht trinken lassen. Früher hab ich nicht so viel getrunken. Heute trinke ich und werde auch weiter trinken, aber Geld rück ich nicht raus."
Fast wäre es zu einem Handgemenge gekommen, aber im selben Moment rief eine Nachbarin durchs Fenster nach der Wäscherin, und Betsy ging nach einem flüchtigen Blick auf den in der Ecke stehenden Wäschekorb hinaus. Kaum war seine Frau fort, da sprang Clisson zu dem Korb und durchwühlte die Wäsche an der Stelle, die eben Betsys Blick gestreift hatte. In einer Zigarrenschachtel lag das Geld. Clisson nahm eine Krone, brachte schnell die Wäsche in Ordnung und setzte sich danach wieder an den Tisch.
Betsy, die nahezu auf der Stelle zurückgekommen war, musterte Clisson mißtrauisch, kam aber nicht hinter den Diebstahl. Sie seufzte und ging mit der Tischdecke zum Fenster, um sie auszuschütteln. Clisson steckte indes die Mütze in die Brusttasche seiner Jacke und lief durch die leeren Räume, die vergeblich auf Mieter warteten, zum geöffneten Fenster; er sprang hinaus und verschwand hinter dem Schuppen, wo Betsy im Sommer die Wäsche wusch. Dann setzte er die Mütze auf, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Wäscherin ihm nicht folgte, eilte er zur Straßenbahnhaltestelle.
Im überfüllten Wagen wurde Clisson ganz ruhig.
Als er eine halbe Stunde später in der Stadt war, betrachtete Clisson liebevoll seine Krone und machte sich auf den Weg zur Kneipe von Fuchs. Beim Hinübergehen von einem Fußweg zum anderen sah sich der Heizer nach allen Seiten um und fuhr zusammen: Betsy kam ihm mit schnellen Schritten entgegen, sie ließ ihn nicht aus den Augen und nickte ihm, als er unwillkürlich stehenblieb und den Kopf einzog, bedeutungsvoll zu. Die bevorstehende Erklärung legte sich Clisson so schwer aufs Herz, daß all sein Mut, dem Gewitter entgegenzugehen, dahinschwand. Der Anblick des schwarzen Rockes und des karierten Kopftuches, die sich ihm mit gnadenloser Geschwindigkeit näherten, wobei sie die Fußgänger auseinanderdrängten und überholten, schlug ihn in die Flucht. Clisson machte sich davon und suchte alle Türen und Tore mit dem Wunschtraum ab, ein rettendes Schlupfloch zu finden.
Als Clisson in seinem Rücken den Ruf „Du entkommst mir nicht, Schuft!" vernahm, rannte er los und bog um eine Ecke. Dort stieß er auf ein tiefes stilvolles Portal mit einer Drehtür. Mit vom Entsetzen ausgelöster höchster Schnelligkeit des Kombinierens las Clisson die Aufschrift eines ovalen Schilds: „Frühlingsausstellung der Aquarellmaler", und lief die sonnige Treppe zum Saaleingang hinauf, wo ihn ein resolut aussehendes Mädel anhielt und ihn zum Kauf einer Eintrittskarte nötigte. Als er die Krone wechselte, verspürte er bei dem Gedanken, daß er einen Teil des Geldes trotz allem ausgab und Betsy seinen entfliehenden Rücken aus dem Blick verlor, ein gewisse Befriedigung.
Clisson ging in den Saal hinein, wo ihn von den hohen Wänden herab eine Vielzahl von Gesichtern anschaute. Er hatte nicht etwa die Absicht, Smiles und Deshrua zu kritisieren; er wollte lediglich kurz hier verweilen und dann fortgehen. Er sah die andächtigen Gesichter der Besucher, die leise Bemerkungen austauschten, und danach gewahrte er ganz deutlich Betsy: sie näherte sich ihm mit kaltem Lächeln. Sie hatte die Augen zusammengekniffen und sah nichts und niemanden außer Clisson, der ihre Krone weggenommen hatte. „Bist doch nicht entkommen", sagte Betsy in eisigem Ton.
„Komm mit, wir haben miteinander zu reden."
„Aber nicht hier", bettelte Clisson, er strebte vorwärts.
„Hier ist eine Ausstellung... Ich bin zu der Ausstellung gefahren... Wo warst du denn? Ich hab dich in der Straßenbahn nicht gesehen..."
„Im nächsten Wagen. Antworte: Wird das noch lange so gehen? Schuft!"
„Du hast mich nicht an der Leine", entgegnete Clisson bissig und schritt immer schneller durch die Menschenmenge. Bemüht, leise zu reden, beschimpften sie sich, überschütteten einander mit Flüchen, und schließlich brach Betsy in Tränen aus. Die Diebesseele Clissons hatte die Grenze ihrer Belastbarkeit erreicht. Er sah, daß die Besucher ihn und die Wäscherin neugierig musterten, er bemerkte die fragenden Blicke, das Lächeln. Ohne zu wissen, was er tun sollte, huschte Clisson von einer Tür zu anderen. Betsy aber blieb ihm auf den Fersen, wie ein Bohrer, der sich ins Holz frißt, und Clisson begann bei den Bildern stehenzubleiben – obwohl ihm nicht nach Bildern zumute war – und solche Stellen auszuwählen, wo sich mehr Publikum drängte. In solchen Fällen

Illustration: Gerhard Lahr

Alexander Grin

Das Aquarell



schwieg Betsy, kaum aber ging er weiter, hörte er auch schon gedämpftes Flüstern: „Nichtstuer! Heuchler! Säufer!“ oder: „Komm auf der Stelle mit! Gib das Geld zurück!“

„Schweig!“ sagte Clisson so laut, daß die Frau aus Angst vor einem Skandal still wurde. Hinter ihm näherte sie sich einem Bild, das Clisson mürrisch anstarrte, als wäre es ein lächelnder Feind. An die zehn Menschen betrachteten das Bild. Der Pfad, übersät von Lichtstrahlen, die das Laub durchdrangen und auf das efeubewachsene Ziegelsteingemäuer eines Hauses mit Veranda fielen, neben dem sich auf einer Holzbank ein leerer Käfig herumtrieb, kam Clisson bekannt vor. „Es scheint, daß das unser Haus ist“, sagte er flehend, in der Hoffnung, die Tortur zu beenden.

„Bist wohl total verrückt geworden?“

Je aufmerksamer aber die Wäscherin das Bild betrachtete, desto einleuchtender wurde ihr, daß es eben dieses Haus war, woraus die unheilbringende Krone verschwunden war. Sie erkannte die Fenster, die Bank; erkannte die Zweige des Ahorns und der Eiche, zwischen denen sie die Wäscheleine zog. Die Grube im Gebüsch, die Wegbiegung, die Neigung des Daches, sogar die hinausgeworfene Konservendose – all das ließ keinen Zweifel zu. Ihre Augen und ihr Gedächtnis bestätigten Betsy und Clisson, daß sie auf ihre eigene Behausung schauten. Entzückt, erschrocken, einander mit ausführlichen Bemerkungen unterbrechend, wiesen sie sich gegenseitig unverzüglich nach, daß es keine Täuschung war. „Der Abwascheimer hinter dem Hausvorbau; man sieht ihn nicht!“ erklärte Betsy freudestrahlend.

„Das schon… aber innen sieht's aus?! Hättest wenigstens kehren können“, entgegnete Clisson voller Bitterkeit.

Sie zogen sich in eine Ecke zurück; dort versuchten sie tuschelnd herauszubekommen, wie die Darstellung des Hauses hierhergeraten war. Clisson äußerte die Annahme, daß das Bild eventuell eine kolorierte Fotografie sein könnte. Betsy aber erinnerte sich an einen Mann, der vor ungefähr anderthalb Monaten mit einem Kasten und einem Klappstuhl gekommen war. „Ich habe es mir gleich gedacht“, sagte sie. „Er kam ganz in sich versunken. Ich wollte schon kehrtmachen, es war mir unheimlich, ihm dort zu begegnen – er war so anders als die andern! Du triebst dich gerade drei Tage irgendwo herum. Ich mußte dich zwei Tage lang suchen.“

Sie hatten alles zur Genüge beredet und kehrten zum Bild zurück, das auf solch ungewöhnliche Weise ihre feindselige Stimmung zerstört hatte. Vor dem Bild standen ein paar Menschen. Diese Menschen stehen zu sehen, kam Clisson genauso seltsam vor, als wären sie in das Haus gekommen, um das Leben dort kennenzulernen.

Eine Dame sagte: „Das schönste Werk der Saison. Wie fein doch das Licht ist! Schauen Sie sich nur den Efeu an!“

Das Gehörte ermunterte Clisson und Betsy, näher heranzutreten. Lediglich die Befürchtung, daß die Zuschauer die leeren Flaschen und Bündel mit schmutziger Wäsche bemerken könnten, quälte sie. Unterdes begann das Bild zu wirken; der Zauber des vernachlässigten Grüns, das das Ziegelsteinhaus an jenem Morgen umrankt hatte, als der Mensch mit dem Klappstuhl den lichtdurchbrochenen Pfad entlangkam, nahm sie gefangen. Stolz blickten sie um sich und bedauerten zutiefst, daß sie niemals wagen würden laut zu verkünden, diese Behausung gehöre ihnen. „Wir mieten sie schon das zweite Jahr“, schoß es ihnen durch den Kopf. Clisson reckte sich. Betsy zog das Tuch über der ausgezehrten Brust straff.

„Immerhin wird mir mehr Wäsche gebracht als der Straßendirne Reben“, sagte Betsy, „weil ich meine Arbeit verstehe. Ich gebe keine Pottasche hinein und schone meine Hände nicht. Nun… da du's einmal gestohlen hast, so geh schon einen trinken…, aber nicht fürs ganze Geld.“

Clisson schwieg eine Weile und flüsterte dann: „Komm mit. Ich trinke nur wenig. Was ich versprochen habe, halte ich auch. Morgen muß ich mit Hobson reden – Hobson hat mir die Stelle versprochen, falls Snack absagt.“

„Kannst sicher sein, daß du an der Nase herumgeführt wirst.“

„Macht nichts, komm, laß uns einen trinken, mit Hobson reden wir.“

Noch einmal gingen sie an dem Bild vorüber, sie sahen es von der Seite an und traten dann auf die Straße hinaus, voller Staunen, daß sie in das gleiche Haus zurückkehren sollten, von dem unbekannte Menschen so zärtlich und gut zu ihnen gesprochen hatten.

Wer Gift verachtet,

der weiß um

Wer die Schlange sieht, der sieht das Paradies nicht mehr. F. Hebbel

Eine List betrügt die andere.

Wjatscheslaw Kondrus

Eva '88

In unserer verwirrenden, hektischen Zeit noch einer wirklichen, einer wahrhaftigen Frau zu begegnen, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit! Die Frauen sind einfach nicht mehr das, was sie mal waren. Den Vorschlaghammer schwingen, ein Auto in eine Parklücke bugsieren, ein Brett mit einem Handkantenschlag zu spalten, das alles, jawohl, das können sie aus dem Handgelenk heraus! Aber einen anständigen Borschtsch kochen oder irgendeinen anderen Eintopf? Nicht mal zu einem Spiegelei reicht mehr ihre Phantasie! Und an die Bedeutung der Worte stricken und nähen erinnern sie sich auch nur noch unter größerer Anstrengung und das mit Unterstützung ihrer Großmütter. Konfitüre, Gelee – nur noch aus dem Laden. Häuslichkeit, familiäre Gemütlichkeit – Anachronismen!

Obwohl...

Unsere Nachbarin! Ja, das ist noch eine Frau! Kandidatin der Wissenschaften, unabhängig, selbständig! Sie strickt, sie näht. Einige ihrer Sachen wurden sogar schon auf internationalen Ausstellungen gezeigt. Ach, und ihre Piroggen! Sie bäckt sie mit Fleischfüllung, mit Zwiebeln, mit Kraut, Fisch, Quark, füllt sie mit Blaubeeren, Sauerkirschen oder Äpfeln... Von ihrer Mohnrolle oder ihren Milchbrötchen will ich lieber erst gar nicht reden... Und wenn man in ihre Wohnung kommt! Einfach anheimelnd, Ikebana, Makramé, verschiedene zierliche Vasen, Statuetten, eine passende Tischdecke, ein Wollteppich. Und sie selbst erst! Eine Schönheit! Eine Augenweide! Und wie sie sich zu kleiden versteht!

Der Glückspilz, der einmal bei ihr landen wird!

Doch neulich traf ich sie zufällig auf der Straße und sah: An ihrer rechten Hand blinkte ein Ehering. Sie fing meinen wohl etwas verdutzten Blick auf, lächelte und flüsterte: „Du kannst mir gratulieren! Ich hab geheiratet. Weißt du, irgendwann möchte man sich eben doch als wirkliche Frau fühlen – den Vorschlaghammer schwingen, ein Auto in eine Parklücke bugsieren, auch mal mit der Faust auf den Tisch hauen, einen Mann vor weiblichen Belästigungen schützen... Du begreifst das doch?"

„Begreife", seufzte ich und schlich nach Hause...

Meine Frau hatte bald Arbeitsschluß, und bis zu ihrer Heimkehr hatte ich noch allerlei zu erledigen: Ein warmes Abendbrot zubereiten, Staub wischen, Erdbeerkonfitüre einkochen...

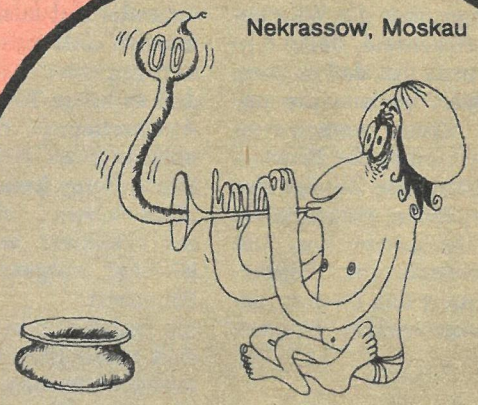
Aus dem Russischen von Gabriele Kleiner

2 Wochenspruch

Der Mensch hat viel Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermaßen sicher wird.

Goethe

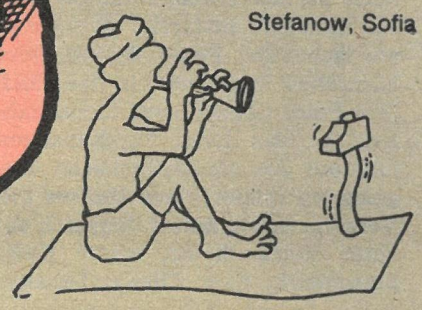
Nekrassow, Moskau



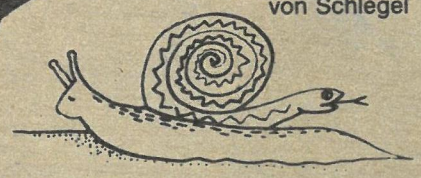
Gespaltene Zungen mißachten jede Absprache.

Autorität ist überall begründet, wo Meisterschaft ist.

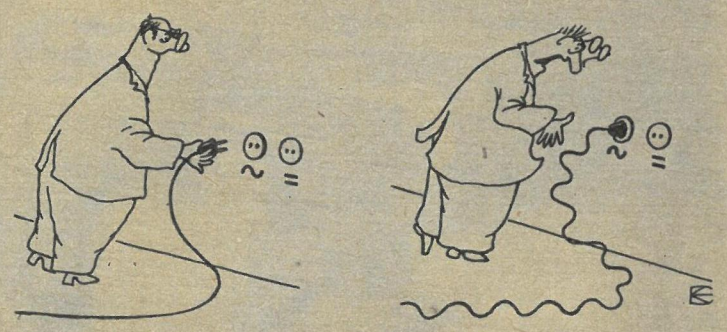
Stefanow, Sofia



Trügerischer Kreuzungsotterschneck von Schlegel

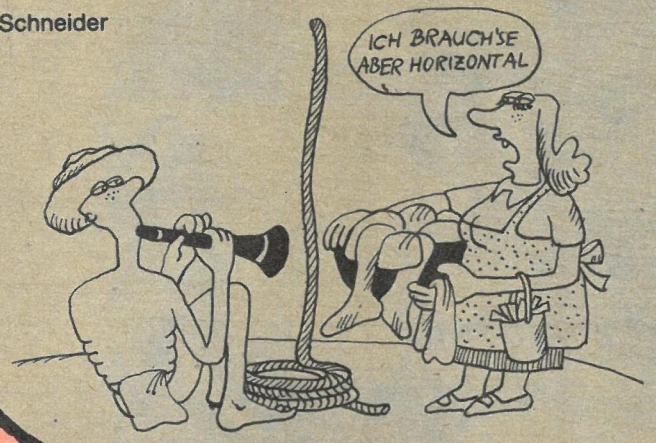


Kasanewski, Kiew



Eine Schlange bringt keinen harmlosen Strick hervor.

Schneider



Ich finde, daß die Chancen nicht zu einem kommen, sondern daß man ihnen entgegengehen muß.

Makarow, Kasan

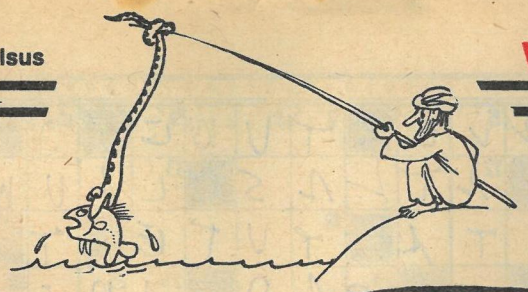
O listig ist
die Schlange –
's ist nur gut,
Daß wir
das wissen,
denn so i s t
sie's nicht
Für uns.

H. v. Kleist

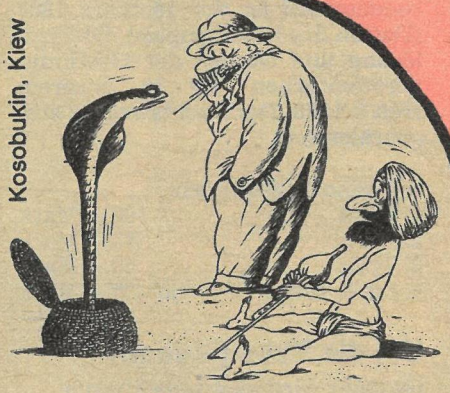
Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer

das nit, das im Gift ist. Paracelsus

Wer kommt und sich windet, will etwas.

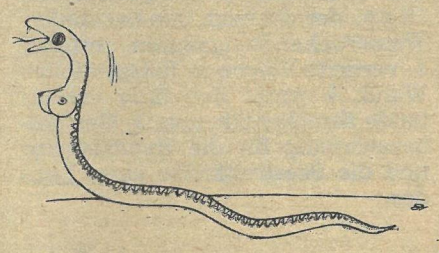


Kosobukin, Kiew



Der Räuber ist mir nicht so zuwider wie der Giftmischer.

Radev, Sofia



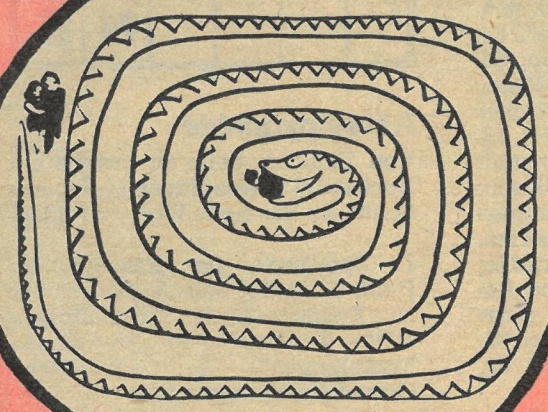
Die Schlange verrät sich an ihrem Gezische.

Theiler

Theiler

Wo sich eine Schlange ein Loch gebohrt hat, weiß sie auch einen Weg.

Bofinger



List wird gern zur Lust.

Das Gefallen an Schmeicheleien kommt bei Männern meist von der geringen Meinung, die sie von sich selber haben, bei den Frauen vom Gegenteil.

J. Swift

Kleine Verführkunst

Der Trick der Schöpfung
ist satanisch witzig:
Das Weib bleibt vorher
kühl, der Mann ist hitzig.
Sie glüht nachher,
und er sieht auf die Uhr.
So stirbt Betrug nicht aus
und nicht Natur.

Franz Werfel

Der ganze Zauber der Sympathie besteht … darin, daß jeder Mann herumgeht und seine Rippe sucht, um sich mit ihr zu vermählen; glückt das nicht, und man heiratet eine blutfremde Rippe, dann freilich ist die Ehe nichts als ein ewiger Rippenstoß.

M. G. Saphier

Woher kömmt es, daß die Frauen besser und länger schlafen als die Männer? Weil die Männer noch immer daran denken, welches Malheur dem ersten Mann im Schlaf passiert ist!

M. G. Saphier

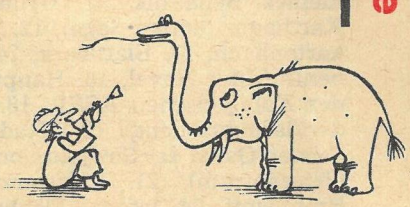
Ein Mädchen mit gesenktem Blick hat es hinter den Ohren, es wartet nur auf die passende Gelegenheit.

Jorge Amado

Marktlist

Zu Markte trug sie ihre Haut,
die sehr gepflegte.
Ich hab sie genauer beschaut:
es war ihre abgelegte.

M. Hinrich

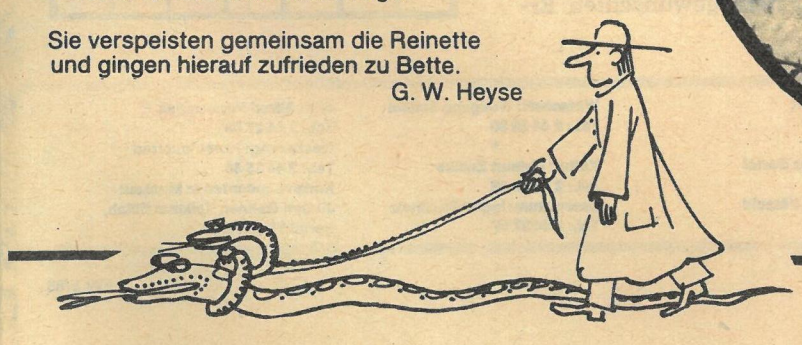


Versuchung: geglückt

Die Schlange war's, im Paradies,
die der Eva den Apfel anpries.
Und der Eva, der kauenden Schlange,
widerstand der Adam nicht lange.

Sie verspeisten gemeinsam die Reinette
und gingen hierauf zufrieden zu Bette.

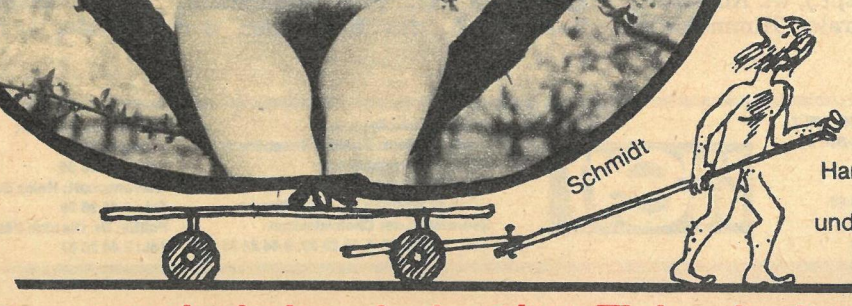
G. W. Heyse



Äsop:

Weil die Schlange von vielen getreten wurde, begab sie sich zu Zeus. Doch Zeus sagte zu ihr: „Hättest du den ersten, der dich trat, gebissen, so würde kein zweiter den Versuch gemacht haben, dich zu treten."

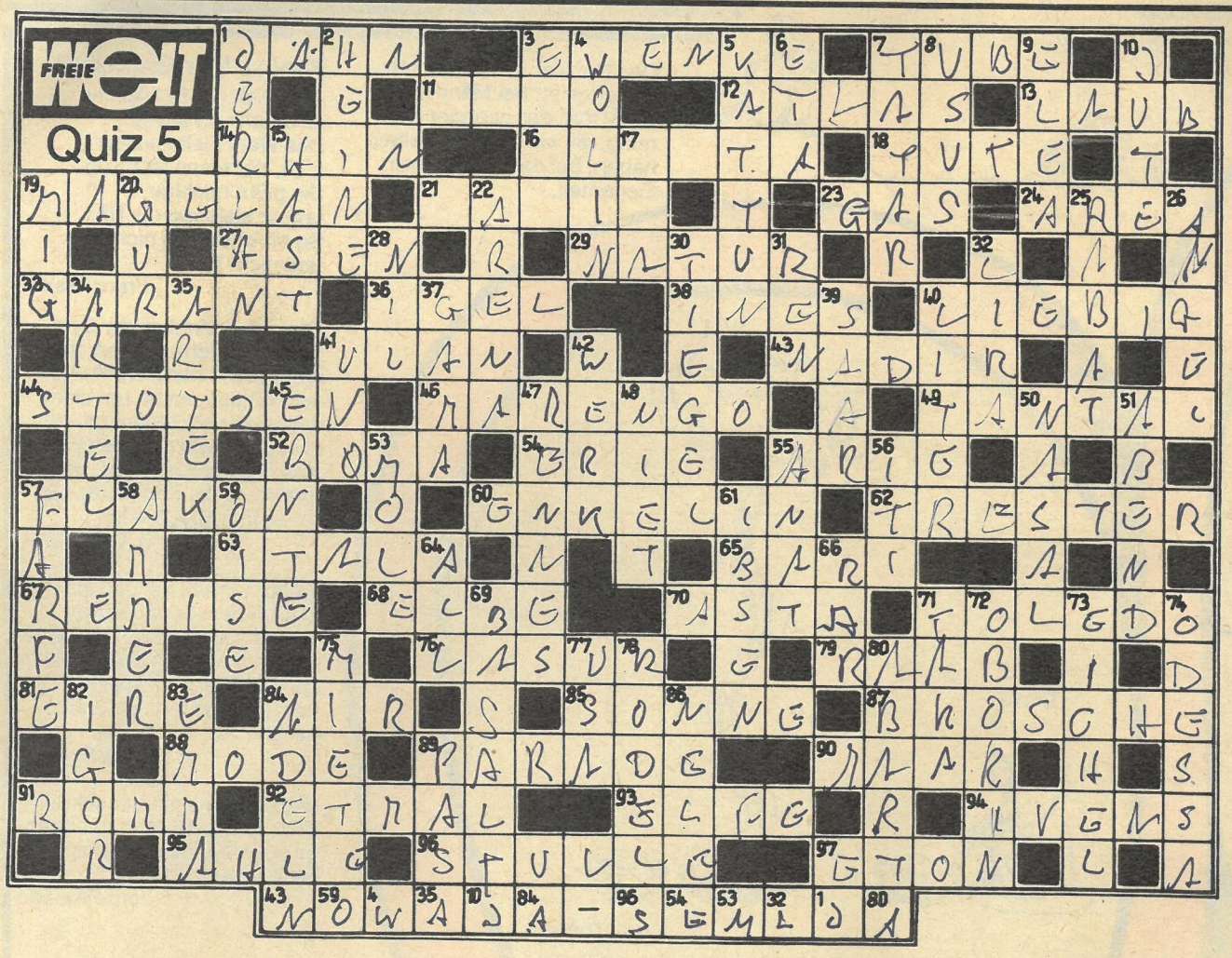
Schmidt



Frühjahrsputz-Tip:
Rheuma auf!
Mit Vipra-Elan sind dabei –
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion)
und Martin Kotsch
(Grafik).

Die Riesenschlangen sind leichter zu meiden als die kleinen Nattern.

geschwinder, als der ohne Ziel umherirrt. G. E. Lessing



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Interkosmonaut (geb. 1937), erster Deutscher im Weltraum, 3. Angehöriger eines Volkes in Mittel- und Ostsibirien, 7. kleines Behältnis, 11. Gründerin Karthagos (antike Sage), 12. Landkartenbuch, 13. Blattwerk, 14. Nebenfluß der Havel, 16. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR, 18. Kinderblasinstrument, 19. Stadt im Fernen Osten der Sowjetunion (Gebietszentrum), 21. Pelzwerk, 23. Brennstoff, 24. latein.: Fläche, 27. germanisches Göttergeschlecht, 29. Wesensart, 33. Gewährsmann, Bürge, 36. stachliger Insektenfresser, 38. Operngestalt aus „Die Afrikanerin", 40. deutscher Chemiker (19. Jh.), 41. Lanzenreiter, 43. Fußpunkt des Himmels (Astron.), 44. kurzes Jagdgewehr, 46. graumeliertes Wollgewebe, 49. chemisches Element, hartes Metall, 52. Hauptstadt in Europa (Landesspr.), 54. Name eines Sees in Nordamerika, 55. Opernlied, 57. Glasfläschchen, 60. weiblicher Nachkomme, Verwandte, 62. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 63. älteste lateinische Bibelübersetzung, 65. Stadt in Unteritalien, 67. Geräteschuppen (veraltet), 68. Strom in Mitteleuropa, 70. Frauenname (Kurzf.), 71. Stadt in Mittelspanien, 76. durchsichtige Farbschicht, 79. Nebenfluß der Donau, 81. Staat in Europa (Landesspr.), 84. Aussehen, Miene, 85. zentraler Himmelskörper, 87. Vorstecknadel, Spange, 88. Zeitgeschmack, 89. Truppenschau, 90. kraterförmige Senke, 91. sowjetischer Filmregisseur (gest. 1971), u. a. „Neun Tage eines Jahres", 92. Schiffstagereise, 93. weiblicher Naturgeist (Märchen), 94. niederländischer Dokumentarfilmregisseur (geb. 1898), u. a. „Kuba – Volk in Waffen", 95. nadelartiges Werkzeug, 96. Brotschnitte (berlin.), 97. englische Schulstadt westlich von London.

Senkrecht: 1. Fluß zum Toten Meer, 2. deutscher revolutionärer Dichter (gest. 1856), 3. Fluß in Nordengland, 4. Ostseeinsel vor dem Oderhaff (VR Polen), 5. bedrucktes Baumwollgewebe, 6. griechischer Buchstabe, 7. Angehöriger der Turkvölker in der Sowjetunion, 8. Brauch, Gewohnheit, 9. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule, 10. Bastfaser, 15. Eile, 17. Frauenname, 19. sowjetischer Düsenjägertyp, 20. feinkörniges Sediment, 22. Wettkampfstätte, 25. Hauptstadt von Marokko, 26. Fischfanggerät, 28. längster Strom der Erde, 30. runde Pfanne, 31. nordische Hirschart, 32. Währungseinheit in Italien, 34. Form der Kollektivwirtschaften in der Sowjetunion, 35. Pionierlager auf der Krim, 37. portugiesischer Seefahrer (15./16. Jh.), 39. Nebenfluß der Mosel, 40. Volumeneinheit, 41. Weltorganisation, 42. Produktionsstätte, Betrieb, 45. das Einbringen der Früchte, 47. Stadt in Westfrankreich, 48. Metallbolzen (veraltet), 50. Nasenlaut, 51. Tagesabschnitt, 53. Hafendamm, 55. phönizisch-kanaanische Liebesgöttin, 56. Abkürzung für Internationales Theater-Institut, 57. belanglose, lächerliche Angelegenheit, 58. Finkenvogel, 59. Nebenfluß der Seine, 61. norwegischer Dramatiker (gest. 1906), u. a. „Nora oder Ein Puppenheim", 64. Universum, 66. selten, knapp, 69. vulkanisches Gestein, 71. Masse der Verpackung, 72. sowjetischer Pianist von Weltruf (gest. 1974), 73. Frucht der Eiche, 74. Hafenstadt am Schwarzen Meer (Ukrain. SSR), 75. Entgelt für Wohnungsnutzung, 77. Staat in Nordamerika, 78. Wintersportgerät, 80. Variante, 82. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 83. Frauenname, 84. herrschende Klasse im Feudalismus, 86. Gestalt aus „Till Eulenspiegel", 89. Tanzschritt.

Die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt den Namen einer sowjetischen Inselgruppe im Arktischen Ozean, die gebirgig (bis 1547 m) und teilweise vergletschert ist. Aufgrund ihres Klimas und des Dauerfrostbodens ist sie nur dünn von Nenzen besiedelt, die ihre Haupterwerbsquellen im Fischfang und der Pelztierjagd haben.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 5 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 16. März 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 8/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine schwätzende chemische Verbindung.

Füllrätsel

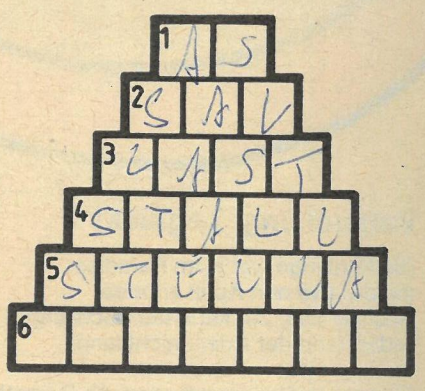
1. ältester Gelehrter eines Faches; weiser Berater, 2. ein Pfarrer des 19. Jh., der die nach ihm benannten Wasserbehandlungskuren erfand, 3. vertiefte Fläche in holzgetäfelter Wand, 4. unter der Erde verlaufende Streckenführung, 5. Gesamtbezeichnung für die Handelsflotte und die Seestreitkräfte eines Landes.

1 N	E				
2	N	E			
3		N	E		
4			N	E	
5				N	E

Rätselpyramide

Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das neue Wort zu bilden.

1. Spielkarte im französischen Blatt, 2. latein.: Salz, 3. das schwer zu Ertragende, 4. Tierhaltungsstätte, 5. Gestalt aus „Hoffmanns Erzählungen", 6. altrömische Grenzbefestigungsanlage.



Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabilnski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

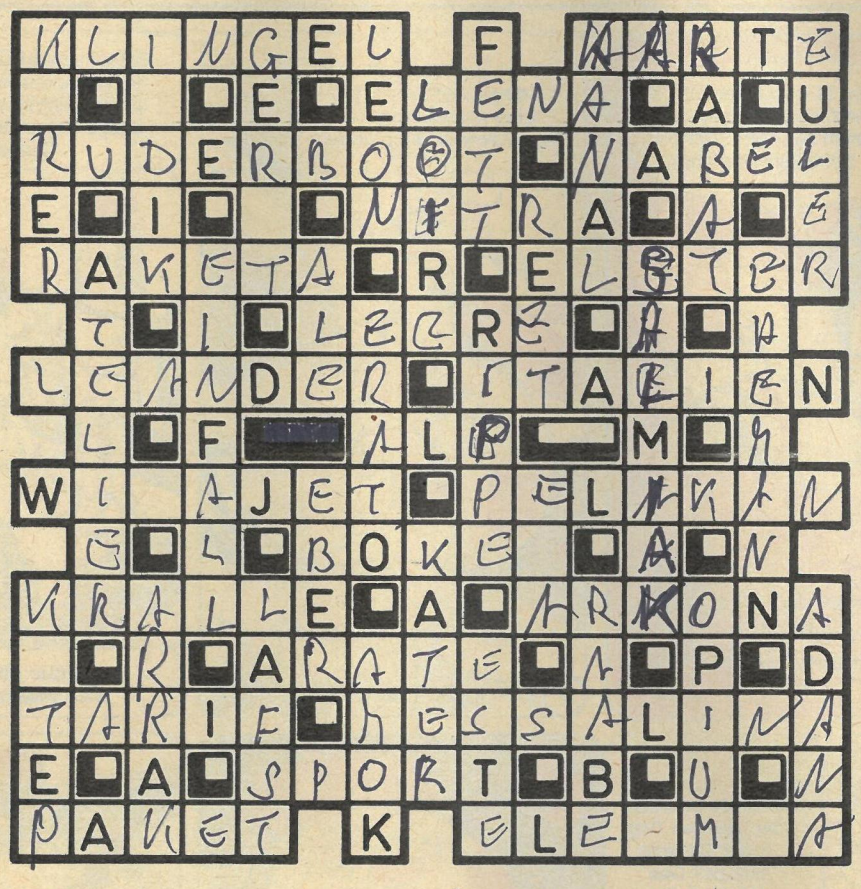
Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:



1. Hauptstadt in Nordafrika, 2. deutscher Erzähler (gest. 1910), u. a. „Chronik der Sperlingsgasse", 3. Ruderfußvogel, 4. englische Biersorte, 5. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 6. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 7. Abstellvorrichtung, 8. Bewohner Kariens (Altertum), 9. männliches Haustier, 10. eine der Frauen des altrömischen Kaisers Claudius, die aufgrund ihres sittenlosen Verhaltens hingerichtet wurde, 11. Staat in Europa, 12. Ried, Schilf (norddt.), 13. Stadt in der Türkei, 14. Typ eines sowjetischen Tragflächenbootes, 15. Zuchttier, 16. Kap auf Rügen, nördlichster Punkt der DDR, 17. Inhaltslosigkeit, 18. Tier- oder Pflanzenprodukt, 19. Gatte, 20. von Muskelkraft bewegtes Wasserfahrzeug, 21. Stadt im Norden Frankreichs, 22. Roman von H. Thürk, 23. atmosphärische Trennungslinie (Meteorologie), 24. Fahrradzubehör, 25. Fluß in Mittelnorwegen, 26. technisches Arbeitsmittel, 27. Stadt in der ČSSR, 28. Gedanke, Idee, 29. Lohn, Frachtsatz, 30. Geliebter der Hero (griech. Sage), 31. Stadt in Mexiko, 32. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 33. taubengroßer Rabenvogel, 34. Betäubungsmittel, 35. künstlich angelegter Wasserweg, 36. Hauptproduktionsmittel der Landwirtschaft, 37. Bauchnarbe, 38. Tochter des Agamemnon (griech. Sage), 39. Künstlerwerkstatt, 40. Beklemmung, 41. Schweizer Mathematiker (18. Jh.), 42. Geck, Gent, 43. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 44. Skeletteil (Brustraum), 45. Verwaltungseinheit in der Türkei, 46. Fluß in Frankreich, 47. Postsache, 48. Kurzwort für einen Ozean, 49. Ammoniumverbindung, 50. den Zehenenden aufsitzendes Hornge-bilde vieler Tiere, 51. Tatsachen, Angaben.

Kulturbodens (2), 4. Beleuchtungskörper (2), 5. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts – offener Eisenbahnwaggon (1), 6. Lebewesen (Mz.) (2), 7. chemisches Element, Metall (2), 8. Fluß durch Leningrad – Rufname eines kubanischen Revolutionärs argentinischer Herkunft (gest. 1967) (1), 9. Leichtathlet (2), 10. alte Längeneinheit (2), 11. Edelapfel, 12. Kriegsgott (griech. Mythol.) (2).

Senkrecht: A offizieller Krankheitsbericht – Nebenfluß des Arno (1), B armenische Ruinenstätte in der Türkei – Schweizer Mathematiker (18. Jh.) (3), C Naturwissenschaft – norwegischer Schriftsteller (gest. 1908) (2), D chemischer Stoff, der eine Reaktion bewirkt (3), E kleine Betrügerei (3), F Wind des Gardasees – Fruchtform der Kreuzblütler (2), G im Altertum ein griechischer Hauptstamm – Lebensgemeinschaft (3), H Gestalt aus der „Dreigroschenoper" – Einförmigkeit (1).

SCHACH

Erinnerungen...
Unter den Schach spielenden Revolutionären Rußlands war Alexander Iljin-Shenewski zweifelsohne der stärkste, u. a. Genfer Meister 1914, später Leningrader Spitzenspieler, außerdem hervorragender Organisator. Für seine Spielstärke sprechen das Remis gegen Alexander Aljochin sowie der sensationelle Sieg beim Internationalen Turnier in Moskau 1925 über José Raoul Capablanca. Auch der spätere erste sowjetische Schachweltmeister Michail Botwinnik mußte sich ihm einmal geschlagen bekennen... Alexander Iljin-Shenewski fand 1941 bei einem faschistischen Luftangriff auf Leningrad den Tod. SPANISCH, A. Iljin-Shenewski – M. Botwinnik, VII. UdSSR Meisterschaft, Moskau 1931: **1.e4 e5 2. Sf3 Sc6 3.Lb5 a6 4.La4 Sf6 5.0-0 Le7 6.Te1 b5 7.Lb3 d6 8.c3 0-0 9.d3 Sa5 10.Lc2 c5 11.Sbd2 Sc6 12.De2 Te8 13.Sf1 d5 14.ed S:d5 15.Ld2 Lf8 16.Sg3 Lb7** (16. ... Sf6 kam in Betracht, erkannte Botwinnik später) **17.a4 b4** (richtig ist 17. ... Sf4!) **18.Sg5! h6 19.S5e4 g6 20. Df3 f5? 21.S:f5! gf 22.D:f5 Lg7 23.S:c5 Lc8 24.Dg6 Sce7 25.Dh5 Sf5 26.d4 Tf8 27.de bc 28.bc De7 29.e6! D:c5 30.L:f5 De7 31.L:h6 T:f5** (falls 31. ... L:h6, so 32.D:h6 Tf6 33.Dg5+Kf8 34.Le4 usw.) **32.D:f5 L:h6 33.D:d5 Lb7 34.Dd7 Lg5 35.Tab1! Lc8** (oder 35. ... Ta7 36.Tb4 mit den Drohungen 37.Tg4 und 37.Teb1) 36.Dc6 Schwarz gab auf.

Kreuzworträtsel ohne Blindfelder

Die erforderlichen Blindfelder (ihre Anzahl ist jeweils in Klammern angegeben) sind an richtiger Stelle vom Rater selbst zu setzen.
Waagerecht: 1. Zeitgeschmack (2), 2. Hauptstadt von Transkarpatien (Ukrainische SSR), 3. Zustand des

Ergänzungsrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist so ein Buchstabe anzufügen, daß neue Wörter entstehen. Die neuen Buchstaben ergeben – nacheinander gelesen – einen leichten, kurzen Galopp:
Schal – San – Kaste – Star – Mandarin – Wette.

Auflösungen aus Heft 4/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Gaidar (27), Batate (13), Selen (60), Grotte (29), Elegie (19), Neid (50), Arber (8), Lien (42), Elf (21), Epik (23), Dora (15), Mokka (46), Anker (6), neo (51), Lot (43), Argon (10), Riesa (58), Lab (39), Erg (25), Tasse (62), Euler (26), Edam (17), Till (64), Ana (5), Alte (4), Magen (44), Nara (49), Manege (45), Traube (65), Kokon (36), Ponton (56), Nomade (52).
Senkrecht: Gogol (28), Ikone (31), Asti (12), Reeder (57), Kenaf (35), Ahle (3), Arg (9), Ede (18), Tender (63), Ebro (16), Erek (24), Ili (32), Ion (33), Lanner (40), Palas (55), Kutte (38), Orgel (54), Morgen (48), Kreta (37), Aalst (1), Kabel (34), Samara (59), Set (61), Ulme (66), Enge (22), Danton (14), iga (30), Anton (7), Lauta (41), Eleve (20), Agio (2), Arno (11), map (47), non (53).

Magisches Quadrat: 1. Harem, 2. Arago, 3. Rabat, 4. Egart, 5. Motte.

Synonymgereimtes: Otto.

Zum Selbstbauen. Waagerecht: Alba, Maar, Erg, Kiste, Reka, Datei, Nerz, Leuna, Bode, Elemi, Gel, Espe, Onon.
Senkrecht: Makel, Arkaden, Besitz, Art, Genie, Arabien, Alleg, Nudeln, Adept, Leo.

Wörterband. Von außen nach innen: Mal – Sieb – Ranke – Sahara – Trab – Edam – Eloge – Ina – Regal – Lesen – Eris.
Von innen nach außen: Sirene – Sella – Geranie – Golem – Adebar – Tara – Hašek – Narbe – Islam.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 2/Heft 2)

Waagerecht: 1. Oserow, 5. Rebus, 8. Summe, 13. Lena, 14. ESER, 15. Agio, 16. Ritter, 17. Milan, 18. Gehre, 19. Abbau, 21. Gnom, 22. Iren, 24. Ilja, 26. Gera, 29. Erek, 32. Argon, 33. Nano, 36. Perl, 39. Elke, 42. Tschir, 43. Eisenstein, 45. Fett, 47. Andi, 49. Ester, 52. Beo, 53. Andrejew, 57. Baal, 59. Hilfe, 61. Aras, 63. Abel, 64. Gerassimow, 66. Lawrow, 67. Eris, 70. Aula, 72. Este, 75. Tinko, 77. Riet, 80. Lama, 83. Omar, 85. Gobi, 87. Riga, 89. Rossi, 90. Makak, 91. Mitta, 92. Ulster, 93. Tabu, 94. Bola, 95. Giro, 96. Alant, 97. Essen, 98. Masse, 99. Erotik.
Senkrecht: 1. Okrug, 2. Eiter, 3. Oleg, 4. Werner, 5. Ramme, 6. Bilge, 7. Seni, 8. Seger, 9. Urengoi, 10. Marine, 11. Egel, 12. Kola, 19. Ahn, 20. Bon, 23. Raste, 25. Jak, 27. Esche, 28. Apia, 30. Rasse, 31. Kenner, 34. Ale, 35. Ott, 37. Erna, 38. Leid, 40. Lot, 41. Err, 44. Nea, 45. Fahne, 46. Talmi, 48. Dnestr, 50. Slawe, 51. Ebert, 52. Beg, 54. Rampe, 55. Jawa, 56. Wall, 58. Aurum, 60. Nabob, 62. Saal, 65. Eingabe, 68. Rum, 69. Straus, 71. Uigure, 73. Susdal, 74. Elista, 76. Kokon, 78. Iltis, 79. Trage, 81. Astat, 82. Arrak, 83 Oste, 84. Ambe, 86. Imam, 88. Alor.

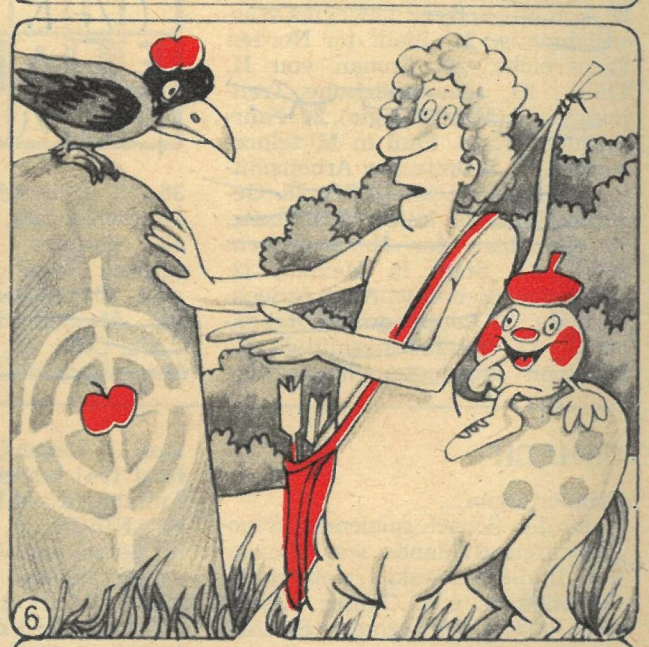
Lösung: Oleg Jefremow

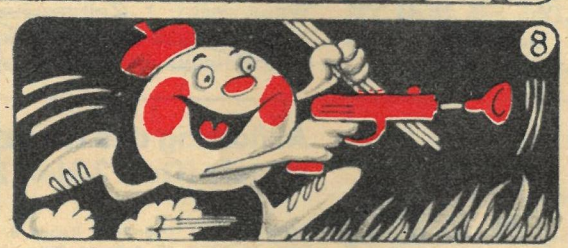
Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Ingeborg Hammer, Geithain, 7230
2. Preis:
75,– M Torsten Stupka, Weißwasser, 7580
3. Preis:
50,– M Daniel Geber, Rostock 1, 2500
4.–8. Preis:
je 25,– M Lorina Groß, Halle, 4070; Gertrud Josiger, Geising, 8244; Walter Kunstmann, Dorfilm, 6801; Ernst Lichtner, Karl-Marx-Stadt, 9023; Erich Zacharias, Mieste, 3572.

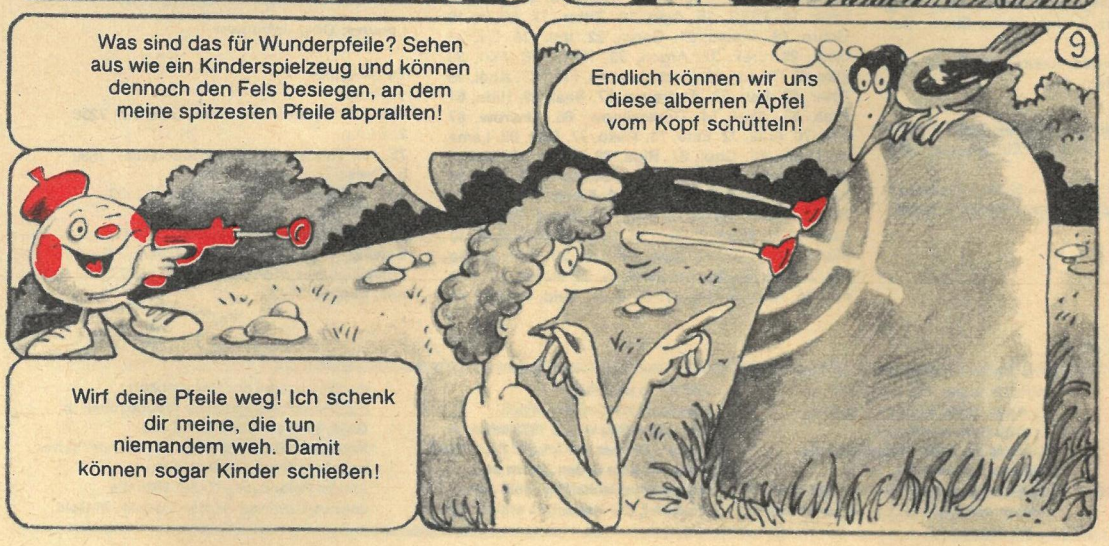
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

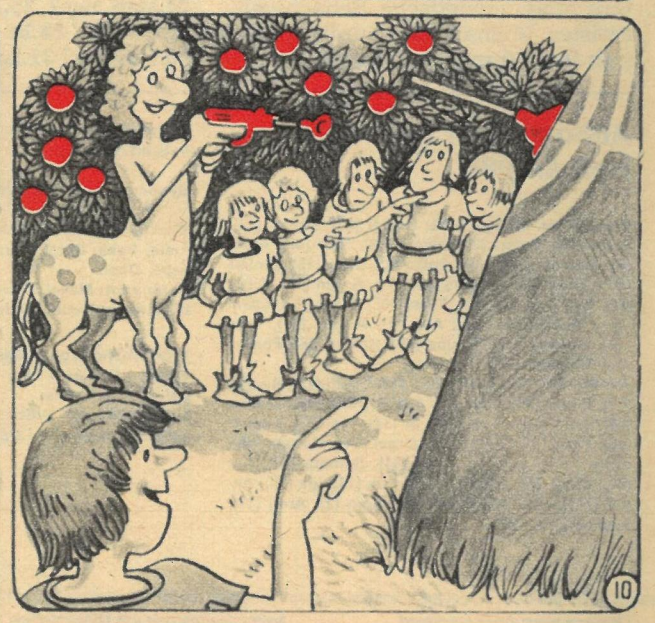
KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 8

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.









Das neue Spiel erfreute sich bald größter Beliebheit. Jeden Monat findet nun ein großer Wettkampf um den „Preis des Kolobok" statt.

Ein Beruf bei der Deutschen Reichsbahn –

Ein Beruf mit Perspektive

Bei der Deutschen Reichsbahn arbeiten etwa eine viertel Million Eisenbahnerinnen und Eisenbahner pünktlich und zuverlässig rund um die Uhr. Sie sorgen dafür, daß der Schüler-, Berufs- und Reiseverkehr sowie der Güterverkehr reibungslos rollen. Zur Bewältigung dieser Aufgaben benötigt die Deutsche Reichsbahn Facharbeiter der unterschiedlichsten Ausbildungsberufe, die Hand in Hand ihre Aufgaben lösen, um zur Erfüllung des Volkswirtschaftsplanes beizutragen.

Rangierleiter

Eine besondere Stellung nehmen im Streckennetz der Deutschen Reichsbahn die großen Rangierbahnhöfe ein. Ihre kontinuierliche Arbeit ist von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung. Hier sind **Rangierleiter** tätig, die maßgeblich an dem Auflösen und Bilden der Züge beteiligt sind. Rangiertechnische Anlagen wie z. B. moderne Gleisbremsen erleichtern ihnen dabei die Arbeit. Funksprechgeräte werden zur Übermittlung von Angaben und Aufträgen genutzt.
Von der Ausübung dieser verantwortungsvollen Tätigkeit hängt der sichere, pünktliche und wirtschaftliche Ablauf des Eisenbahntransports ab.
Die Tätigkeit als Rangierleiter erfordert Menschen mit solchen Eigenschaften wie Verantwortungsbewußtsein, Zuverlässigkeit und Reaktionsschnelligkeit. Es ist selbstverständlich, daß für den Einsatz ein gutes Seh- und Hörvermögen sowie Farbtauglichkeit vorausgesetzt werden.
Nach erfolgreichem Abschluß der Ausbildung erfolgt der Einsatz als Rangierleiter auf einem Rangierbahnhof. Bei guten Leistungen und ausreichender Berufserfahrung ist die Qualifizierung zum Rangiermeister möglich. Als Leiter eines Kollektivs besteht dann die Möglichkeit, den übrigen Kollektivmitgliedern erworbenes Wissen und Können zu vermitteln.

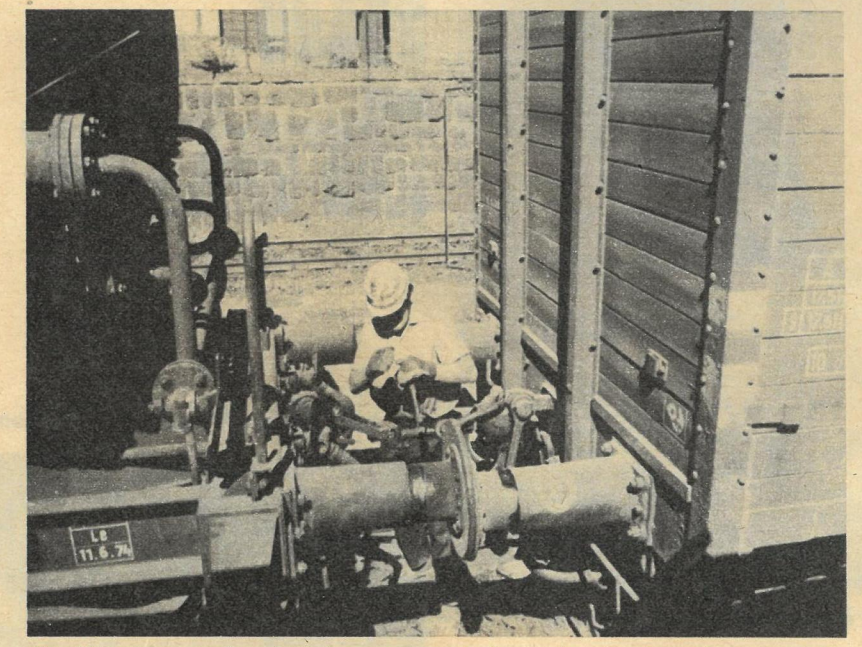
Rangierer

Obwohl bei der Deutschen Reichsbahn die Arbeit auf den Rangierbahnhöfen zunehmend in einem höheren Grad mechanisiert und automatisiert wird, bleiben erforderliche manuelle Arbeiten zu verrichten.
Diese führt der **Rangierer** im Auftrage des Rangierleiters durch. Es ist eine interessante Tätigkeit, bei der u. a.

- Güter- und Reisezugwagen auseinandergekuppelt bzw. zu Zügen zusammengestellt
- Rangiergeräte wie Hemmschuhe, Radvorleger und Entkupplungsgabeln angewendet
- moderne Technik wie Wegübergangssicherungsanlagen und Funksprechgeräte bedient

werden.
Die Arbeit als Rangierer, z. B. im Freien unter allen Witterungsbedingungen, erfordert einsatzbereite und aufmerksame Menschen mit hoher Körpergewandtheit.
Nach Erlangung entsprechender Berufspraxis sowie nachgewiesener Einsatzbereitschaft und Disziplin ist die Qualifizierung zum Rangierleiter möglich.

Die Arbeit des Rangierleiters erfordert hohe Konzentration



Der Rangierer muß technisch-organisatorische und technologische Kenntnisse im Rangierdienst sowie über die örtlichen Gegebenheiten des Bahnhofs besitzen

Mit seiner disziplinierten Arbeitsausführung und unter Anwendung moderner Sicherungstechnik trägt der Stellwerkswärter zum guten Ansehen der Deutschen Reichsbahn bei.

Stellwerkswärter

Eine interessante Tätigkeit verrichtet auch der **Stellwerkswärter.** Sein Arbeitsplatz ist das Stellwerk, welches es ermöglicht, daß Weichen und Signale von einer Stelle aus zentral bedient werden können.
An allen Zug- und Rangierfahrten, die auf dem Bahnhof stattfinden, ist der Stellwerkswärter beteiligt.
Großes Verantwortungsbewußtsein und Einhaltung von Dienstvorschriften sind wichtige Voraussetzungen für die von ihm zu erledigenden Aufgaben. Dies ist eine erstrebenswerte Tätigkeit, welche aber auch ein vielseitiges Leistungsvermögen erfordert.
Ein solides Wissen über die betrieblichen Verhältnisse des Bahnhofs sowie die anzuwendenden Technologien zur Einhaltung des Fahrplans befähigen den Stellwerkswärter, im Zusammenwirken mit anderen Eisenbahnern wichtige Aufgaben im Transportprozeß zu lösen.
Hohe Einsatzbereitschaft und gute Leistungen ermöglichen eine Ausbildung zum Fahrdienstleiter. Eine Perspektive für junge Menschen, die gewillt sind, mit ihrer verantwortungsbewußten Arbeit an der Lösung der an die Eisenbahn gestellten Anforderungen mitzuarbeiten.
Bei guten gesellschaftlichen und fachlichen Leistungen ist es möglich, an einer Fachschule und bei vorhandener Hochschulreife an der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List“ in Dresden ein Studium aufzunehmen, um die Qualifikation für eine leitende Tätigkeit bei der Deutschen Reichsbahn zu erlangen.
Die Deutsche Reichsbahn bietet viel:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien

Interessenten richten bitte ihre Anfragen und Bewerbungen an die Abteilung Kader und Bildung der Reichsbahndirektionen.
Berlin
Wilhelm-Pieck-Str. 142, Berlin 1054
Cottbus
Schillerstr. 21/22, Cottbus 7500
Dresden
Ammonstr. 8, Dresden 8010
Erfurt
Bahnhofstr. 23, Erfurt 5020
Greifswald
Johann-Stelling-Str. 30, Greifswald 2200
Halle
Ernst-Kamieth-Str. 2, Halle 4020
Magdeburg
Materlikstr. 1/10, Magdeburg 3010
Schwerin
Herbert-Warnke-Str. 15/17, Schwerin 2700
Auskünfte erteilen auch die Leiter bzw. Kaderabteilungen der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

ANZEIGE/Reg.-Nr. 201/IV/87

Horst Szeponik (Text) und
Alfred Paszkowiak (Fotos)
besuchten einen
Holzverarbeitungsbetrieb
in der VDR Laos und sahen:

Ein Baum bringt nicht nur Bretter

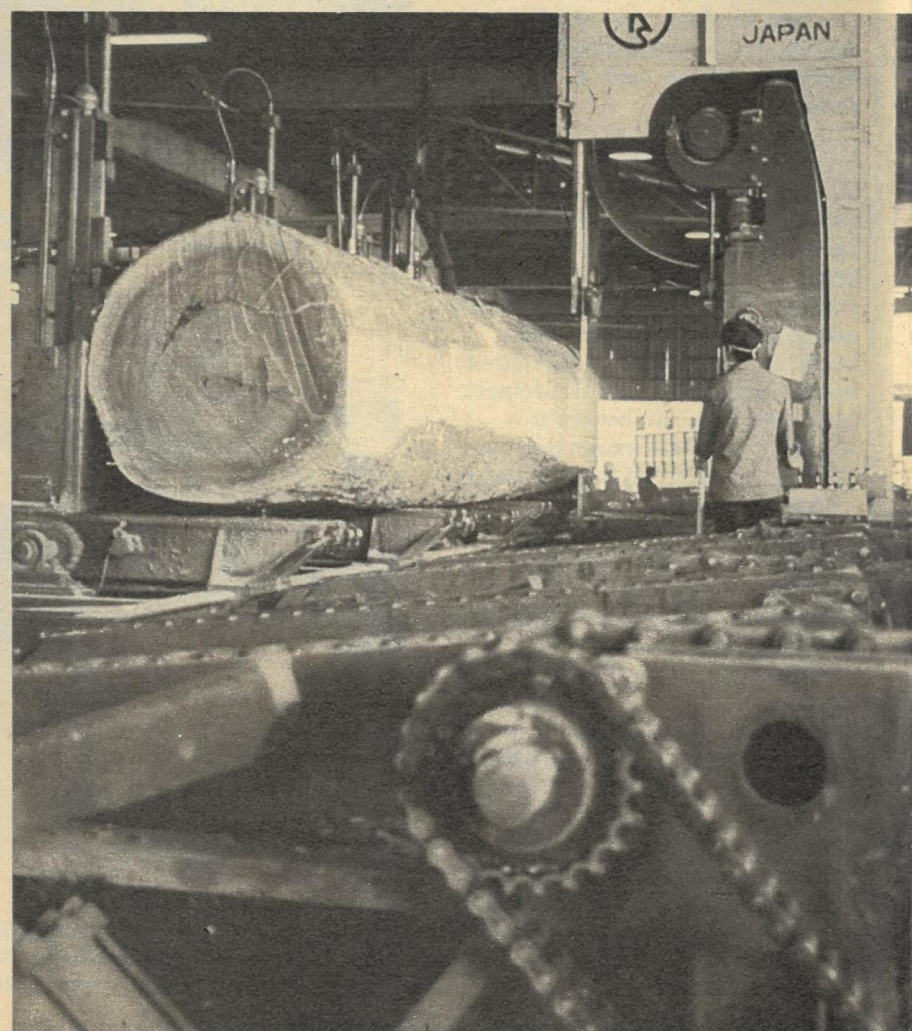
Die Stämme sind eisenhart: Wieder muß eine Säge geschärft werden

An den mächtigen, tonnenschweren Kolossen können sie sich buchstäblich die Zähne ausbeißen, glücklicherweise werden diese jedoch meistens nur stumpf. Kreischend fahren die riesigen Bandsägen in die eisenharten Stämme und zerlegen sie. Obwohl der Stahl von bester Qualität ist, müssen die Sägeblätter häufig gewechselt und die spitzen Zähne geschliffen und geschärft werden. Diese tropischen Urwaldbäume haben hartleibige Stämme, und es bereitet schon Mühe, einen Nagel überhaupt und dazu noch gerade in ein Brett aus diesem Holz zu schlagen. Es muß unbedingt ein Loch vorgebohrt werden, sonst ist dem Unternehmen kein Erfolg beschieden...

In diesen Wochen türmen sich gewaltige Stapel gefällter Baumriesen auf dem weitläufigen Werkgelände am Ufer des Mekong: Die Sperrholzfabrik in Vientiane, die mit über 700 Beschäftigten zu den größten Betrieben des Landes zählt, legt Vorräte an. Der Nachschub rollt vor allem von November bis April auf Sattelschleppern, danach kommt die Regenzeit und verwandelt die meisten Straßen und Pisten des Landes in rötliche Schlammbäder. Sie sind nur noch passierbar für die Reisbauern mit ihren Ochsenkarren, deren mannshohe Räder oft genug im Morast steckenbleiben. Noch verfügt Laos nicht über genügend Allwetterstraßen, obwohl die Ende 1975 gegründete Volksdemokratische Republik das noch sehr weitmaschige Verkehrsnetz enger knüpft, verbessert und erweitert.

Die Sperrholzfabrik am Mekong erzeugt Furniere: millimeterdünne Blätter für Möbel aus Teak, Mahagoni, Sandel, Palisander, aus Eben-

Ein Baumriese wird auseinandergenommen: Die Verarbeitung beginnt



Am Stausee des Nam Ngum: Gefällte Bäume warten auf den Abtransport

und Rosenholz werden in den Hallen für den Versand fertiggemacht. Ebenso gefragt sind Sperrholzplatten. Vier Fünftel aller Erzeugnisse liefert das Werk in die Sowjetunion und andere sozialistische Länder. Abnehmer dieser begehrten Produkte ist auch die DDR, die dafür Holzverarbeitungsmaschinen schickte. Holzexport ist eine wichtige Devisenquelle; nur der vom Wasserkraftwerk Nam Ngum ausgeführte Strom in den Nachbarstaat Thailand bringt noch mehr Valuta für Laos, das dafür vor allem Maschinen und Ausrüstungen für seine Industrialisierung erwirbt.

Land- und Forstwirtschaft bilden die Grundlagen für die Volkswirtschaft in Laos. Wälder bedecken etwa die Hälfte dieses südostasiatischen Landes – eine Fläche, die ungefähr dem Territorium der DDR entspricht. Gegenwärtig werden jährlich rund 250 000 Kubikmeter Holz geschlagen, bis Anfang der neunziger Jahre soll sich diese Zahl verdoppeln. Bei sinnvoller Nutzung des grünen Naturreichtums und entsprechenden Voraussetzungen für Einschlag, Transport und Verarbeitung kann diese Menge noch einmal vervierfacht werden, ohne daß die Bestände Schaden nehmen.

Bald nach Errichtung der Volksmacht vor nunmehr zwölf Jahren begann erstmals die Hege der Wälder, ein Forstwesen wird seither aufgebaut. Zuvor hatte sich niemand darum gekümmert, sieht man einmal davon ab, daß Händler wertvolle Bestände wahllos einschlugen und ins Ausland verschoben. Mehrere Ingenieure und Facharbeiter der Sperrholzfabrik in der laotischen Hauptstadt erhielten ihre Ausbildung in der UdSSR. Auch unsere Republik ist bei der Pflege und Nutzung des kostbaren Naturschatzes beteiligt. Sie bildet laotische Forstfachleute in Tharandt, Lychen, Eberswalde und an anderen Orten aus. Nach der Rückkehr an den Mekong helfen sie mit, daß kein Raubbau betrieben wird und der edle Rohstoff stets nachwächst.

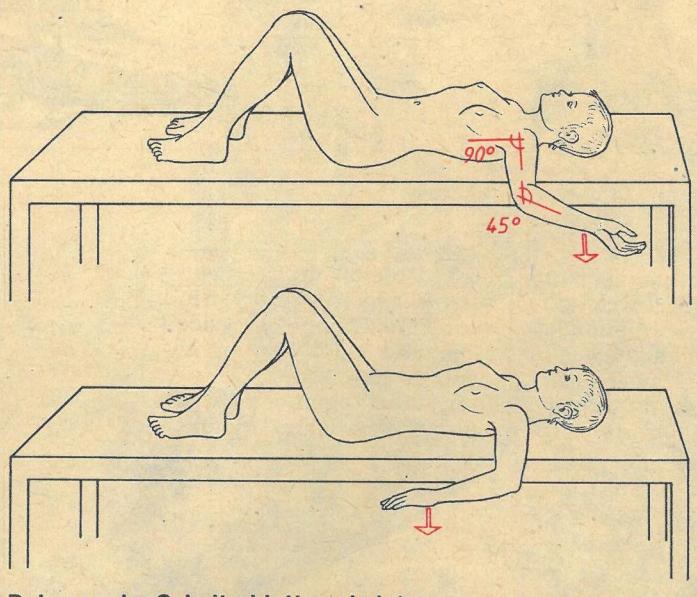
Deckblätter für kostbare Möbel: Furniere aus Teak und Palisander

Begehrter Exportartikel: Sperrholz

Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

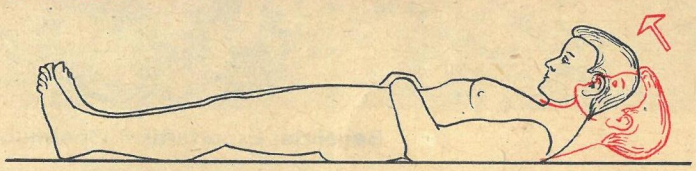
Folge 8



Dehnung der Schulterblattmuskulatur

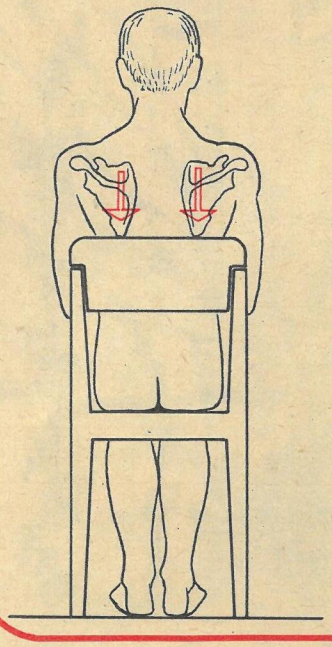
Rückenlage, der Oberarm ist 90° abgewinkelt und im Ellenbogengelenk 45° gebeugt. Das ist die Ausgangsposition für die beiden Dehnübungen.
Übung a: Der Unterarm wird bis zur Bewegungsgrenze nach hinten abgelegt. 10 Sekunden die Spannung in dieser Stellung halten, danach entspannen und den Unterarm noch weiter nach hinten sinken lassen. Übung b: Der Unterarm wird bis zur Bewegungsgrenze nach vorn abgelegt. 10 Sekunden die Spannung halten, entspannen und den Unterarm noch weiter nach unten sinken lassen.

Nochmals gegen Schulter-und Nackenweh



Kräftigung der tiefen Halsbeugermuskulatur

Rückenlage, die Beine sind gestreckt, die Fersen fest auf die Unterlage gedrückt, die Knie durchgedrückt. Nun die Rückseite der Beine, Bauch und Gesäß anspannen, den Kopf in kurzem Bogen heben, das Kinn bleibt dabei zum Hals und Brustbein angezogen. Die Spannung in dieser Kopfstellung 10 Sekunden halten, den Kopf dann wieder auf die Unterlage legen, 10 Sekunden entspannen.



Kräftigung der Schulterblattfixatoren

Sitzhaltung auf einem Stuhl mit gerader Rückenlehne. Die unteren Schulterblattspitzen stoßen auf die Oberkante der Lehne und werden nach unten gegen die Lehne gespannt. 10 Sekunden Spannung halten, dann locker lassen.

Jede Übung 3- bis 5mal täglich wiederholen.

Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger

Der Bereich der Halswirbelsäule gehört wie auch der Bereich der Lendenwirbelsäule zu den „Schwachstellen" unseres Achsenorgans. Es kommt in diesem Abschnitt häufig zu frühzeitigem Verschleiß des Knorpel- und Bindegewebes, später zu degenerativen Veränderungen der Bandscheiben und Wirbelkörper. Die Vielzahl der in der Wirbelsäule und in ihrer Nähe verlaufenden Blutgefäße und Nerven werden attakkiert und lösen ihrerseits Störungen aus. Degenerative Veränderungen des Knorpel- und Knochengewebes sind kaum reparierbar, die Muskulatur jedoch ist in der Lage, solche durch Verschleiß bedingten Beschwerden zu mindern bzw. zu beseitigen. Man muß sie nur trainieren, und das ist in jedem Lebensalter möglich. Um es zu wiederholen: Wir können davon ausgehen, daß bei Beschwerden im Bewegungsapparat immer eine Verschiebung des Muskelgleichgewichts zwischen verkürzter und erschlaffter Muskulatur vorliegt, auch wenn andere Ursachen die Beschwerden ausgelöst haben. Folgende Grundregel muß bei der Muskelbehandlung beachtet werden: Zuerst Dehnung der verkürzten, verspannten, dann Kräftigung der abgeschwächten, erschlafften Muskulatur. Dehnübungen für die Nakkenmuskulatur und den großen oberen Schultermuskel zeigten wir in Folge 7. Aber auch die Schulterblattmuskulatur sollte gedehnt werden, da sie bei einseitiger körperlicher Belastung zur Verkrampfung neigt. Die tiefe Halsbeugermuskulatur ist verantwortlich für das Beugen des Kopfes nach vorn. Sie ist immer schwächer als ihr Gegenspieler, die Nakkenmuskulatur, und muß deshalb gekräftigt werden. Ebenfalls notwendig ist die Kräftigung der Schulterblattfixatoren, weil sie für die Normalstellung der Schulterblätter und -gelenke wichtig sind. Durch Fehlstellung – z. B. bei Verspannung des großen Brustmuskels – werden die Schultern nach vorn gezogen, die Schulterblätter stehen ab, was wiederum eine Fehlstellung der Halswirbelsäule bewirkt. Das führt zu Nackenschmerzen und Schulterbeschwerden.

Die Brustwirbelsäule verursacht relativ seltener Beschwerden. Doch wenn es der Fall ist, sind sie sehr lästig. Darüber mehr in der nächsten Folge.

Schmerz, laß nach!

Auf unserem Dorf kommt man schwer an die FREIE WELT heran. Durch Zufall ergatterten wir Heft 2/88 und sahen Ihre Serie „Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!" Ich bin davon begeistert, denn seit Jahren habe ich einen starken Wirbelsäulen- und Hüftgelenkschaden. Ständig bin ich bemüht, mir durch Gymnastik Linderung zu verschaffen. Die angeführten Übungen sind leicht durchzuführen, auch in unserer kleinen Wohnung.

Helga Bause, Seefeld

Besonderen Dank Herrn Professor Großhans, denn ich freue mich über den Muskelkurs. Nachdem mein Betriebsarzt mir erklärte, ich müßte mich mit meinen Gelenkschmerzen, vor allem im Nacken und in der Lendenwirbelsäule, abfinden und sie dem Alter zuschreiben – ich bin 51 –, war ich ziemlich verzagt. Nun bin ich sofort an diese Übungen rangegangen und werde mich nach längerer Anwendung dazu äußern. Die größte Schwierigkeit ist es für mich als Berufstätige, sie mehrmals am Tage zu wiederholen. Dreimal schaffe ich es schon.

Marianne Hensel, Berlin

Wenn Sie das über einen längeren Zeitraum durchhalten, wird der Erfolg nicht ausbleiben!

Gute Besserung!

Vielen Dank für die Verkürzung langweiliger Stunden! Ich liege seit mehr als sechs Wochen im Krankenhaus und bin in dieser Zeit Leser Ihrer Zeitung geworden. Besonders gefiel mir im Heft 2/88 der Beitrag über Skateboard („Artisten auf Rollen"). Er hätte aber ausführlicher sein können!

Grit Winkler, Karl-Marx-Stadt

Hinter Glas

Hatte Ihr Bildautor Dr. Korman („Feilenfisch und Blauer Scheibenstern", FW 3/88) Gelegenheit, sich mit eigener Kamera an die Bewohner pazifischer Randgewässer anzupirschen?

Werner Salzmann, Jena

Leider noch nicht. Mir blieb das Geduldsspiel des Fotografierens hinter der Glasscheibe. Die Tiersendung war ein Freundschaftsgeschenk des Moskauer Zoo-Aquariums für den Tierpark Berlin. Sowjetische Biologen ertauchten Fische und anderes für uns bei der Popow-Insel in der Bucht Peters des Großen. So entstand auch das Bild unten: keine dekorative Pflanze, sondern ein „niederes" Tier, die Rote Stachelseescheide (bis 18 cm Höhe und 13 cm Durchmesser).

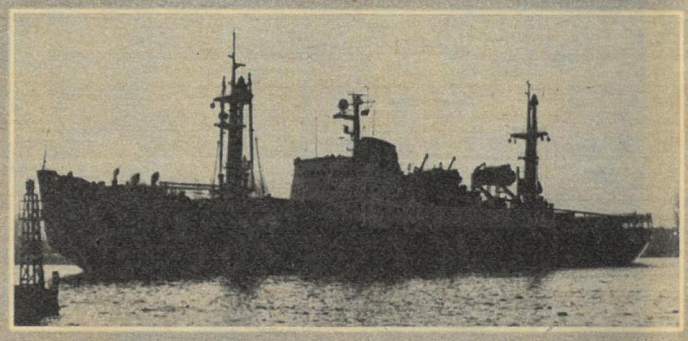
Dr. J. Korman

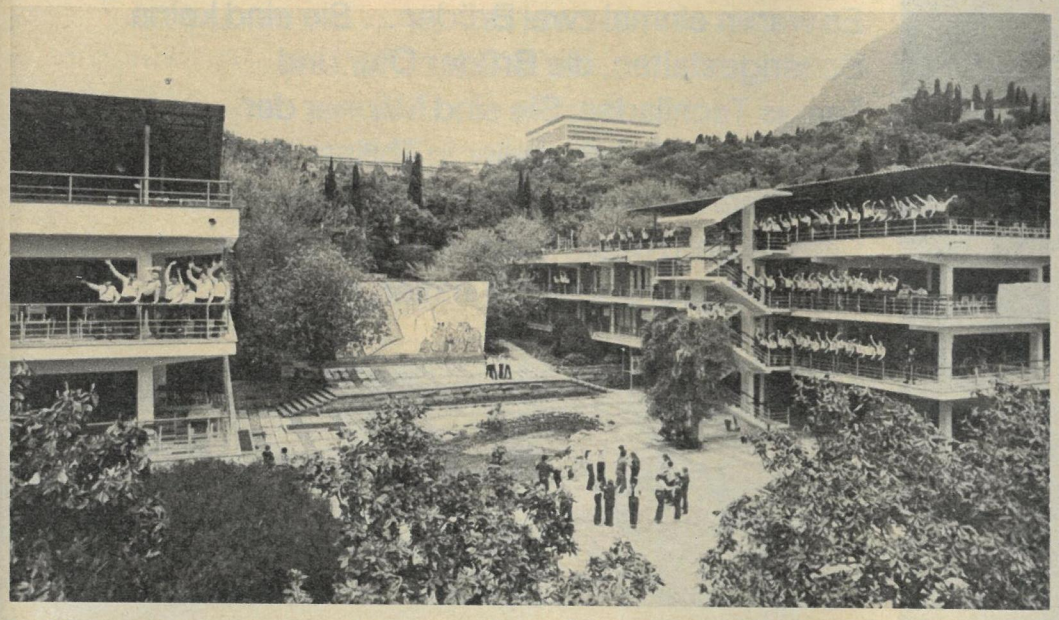
Schiff ahoi!

Ihre Berichte über das moderne Flaggschiff der sowjetischen Antarktisflotte „Michail Somow" („Odyssee im Packeis", „Vom Würgegriff des Eises befreit…", FW 13, 20/85) habe ich mit Interesse verfolgt. Damals liefen rund um den Erdball die Nachrichten von der dramatischen Rettungsaktion. Nun ließ ich mir natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, die „Somow" persönlich in Augenschein zu nehmen („Landung in Rostock", FW 3/88). Mein Foto entstand am 22. Januar, genau um 9.23 Uhr, als sie bereits wieder Kurs in Richtung Antarktis aufgenommen hatte.

Claus Rothe, Stralsund

Mehr zur Antarktis-Forschung am 7. 3. 88, 20 Uhr, 2. Fernseh-Programm: AHA-Urania-Gala.





Erinnerungen an Artek?

Pioniere aus Berlin-Marzahn sind neugierig auf das Ferienleben im sowjetischen Pionierlager „Artek" auf der Krim (Foto). Ihr Brief, verbunden mit einer Bitte, erreichte dieser Tage unsere Redaktion:

Liebe Redaktion FREIE WELT!
Wir sind Schüler der Klasse 4 a der 7. Oberschule „Wladimir Komarow". In unserer Pioniergruppe haben wir uns über das Leben der Pioniere in der Sowjetunion unterhalten. Dabei erfuhren wir, daß das schönste sowjetische Pionierlager „Artek" jedes Jahr auch ausländische Pioniere zur Erholung einlädt. Uns interessiert seine Geschichte, besonders die Beziehungen zu Pionieren aus unserem Land. Können Sie als Zeitung uns helfen, die ersten Pioniere aus der DDR, die „Artek" besuchten, ausfindig zu machen?

Viele liebe Grüße, Eure Klasse 4 a!

Sollten Sie, liebe Leser, zu jenen Artek-Besuchern gehören, schreiben Sie bitte an die Andresse unserer Redaktion. Wir werden Ihre Zuschriften an die Schüler der 4 a weiterreichen und auch einige auf unseren Leserseiten veröffentlichen.

Zarenadler weicht Sowjetstern

1

2

Angeregt durch die in der FREIEN WELT veröffentlichte Reihe „Briefmarken-Galerie", erreichten uns mehrere Leseranfragen, die die postalischen Bedingungen der Sowjetunion in den Jahren unmittelbar nach der Oktoberrevolution betrafen. Zu dieser speziellen Thematik erschien Ende 1987 im Buchhandel eine Publikation mit dem Titel „Der Zarenadler weicht dem Sowjetstern" (transpress Verlag, Berlin). Der Autor, Leon Nebenzahl, behandelt sachkundig ein bisher wenig bekanntes postgeschichtliches Gebiet. So blieben zum Beispiel die

3

4

aus der Zarenzeit stammenden „Adlermarken" (Abb. 1) fast noch sechs Jahre – bis 31. März 1923 – im Postverkehr, was allerdings alles andere als ein Tribut an die Nostalgie war. Die Postwertzeichen, ihre Nennwerte, ihre Gebührenverrechnungen, Schwierigkeiten beim Druck neuer Emissionen, die Verwendung von Provisorien (Spar- und Kontrollmarken), die legendäre Entstehung der „Kettensprenger"-Ausgabe (Abb. 3), der Hungerhilfeausgabe, der Überdruckmarken (Abb. 2) bis zu den ersten Marken mit dem fünfzackigen Stern (Abb. 4), dies und vieles mehr aus der Postgeschichte widerspiegelt die politische und ökonomische Situation jener ereignisreichen ersten Jahre der Sowjetmacht. Jeder dieser postalischen Belege ist ein aufschlußreiches Zeitdokument, zu dessen Deutung zusätzliche Kenntnisse erforderlich sind. Und damit erklärt sich auch der Wert dieser Broschüre, denn für jedermann begreifbar sind die postalischen Verhältnisse mit Hintergrundinformationen verknüpft. Leon Nebenzahl recherchierte für diese Studie sowjetische Quellen, nutzte die Erkenntnisse von Fachkundigen wie W. W. Lobatschewski, P. Masur, S. M. Blechman, so daß eine bisher in der DDR noch nicht bekannte Forschungsarbeit dem Sammler vorliegt. Wünschenswert wäre gewesen, Abbildungen, bei denen es sehr aufs Erkennen von Feinheiten und Druckunterschieden ankommt, auf einer vierseitigen Kunstdruckeinlage wiederzugeben.

Henri Hamann

Sie fragen – wir antworten

Heute: Migration in der Sowjetunion

In vielen Ihrer Beiträge – so auch in „78 Lachse bis Milkowo" (FW 3/88) – ist die Rede davon, daß Sowjetbürger aus ihrer angestammten Heimat in wirtschaftlich zu erschließende Gebiete abwandern (migrieren). Mich würde interessieren, wie viele Menschen das jährlich betrifft, in welchem Alter sie sind, welche Ausbildung vorherrscht, ob solche Umsiedlungen auch auf „eigene Faust" erfolgen dürfen, ob es bewegliche und weniger bewegliche Völker gibt.

Vera Schmidt, Gera

Jährlich siedeln etwa 500 000 Menschen in andere sowjetische Regionen um. 85 Prozent der Umsiedler sind jünger als 40 Jahre, die Mehrheit bilden Zwanzig- bis Dreißigjährige. Über 20 Prozent haben für die Volkswirtschaft wichtige Facharbeiterberufe, 67 Prozent Ober- bzw. Fachschulausbildung; groß ist der Anteil an Ingenieuren. – Tausende begeben sich auf „eigene Faust" zu einer Großbaustelle, um dann eventuell zu erfahren, daß sie dort gerade nicht gebraucht, woanders aber sehnlichst erwartet werden; man nennt das in der Sowjetunion „unorganisierte Migration". Besser ist es, wenn Umsiedlungs-Interessenten das sowjetische Arbeitsvermittlungssystem in Anspruch nehmen, schließlich betragen die „Erschließungskosten" für jeden einzelnen Neusiedler 15 000 bis 20 000 Rubel. – Die sowjetischen Völker sind sehr unterschiedlich „mobil". Am „beweglichsten" sind die Russen und Belorussen. Die Aserbaidshaner zum Beispiel sind traditionsgemäß nicht geneigt, ihre Republik zu verlassen. Man hört in der Sowjetunion in diesem Zusammenhang oft den (nicht ganz wertungsfreien) Terminus „geographischer Konservatismus". Eine langsame Änderung zeichnet sich jedoch laut Bericht des Komitees „Amurgebiet und Fernöstliches Küstenland" ab. Immer mehr Aserbaidshaner reisen an und – bleiben. Bei allen mittelasiatischen Völkern hingegen ist die Mobilität bis auf den heutigen Tag noch sehr niedrig, hier ist wie eh und je Sitte: zusammen bleibt die Sippe.

Gisela Reller

Preisfrage

Heft 5/88

Die alte Hauptstadt Georgiens, wie heißt sie?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 8/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 16. März 1988. Auflösung von Heft 2/88: Die Tadshikische SSR hat die höchste Geburtenrate in der UdSSR. Wir gratulieren Thomas Kuhn, Freiberg.

Kinder, Kinder!

Diese Preisfrage hat mir besondere Freude bereitet, denn ich war 30 Jahre lang als Hebamme in einem Krankenhaus tätig.

Ida Herholz, Eisleben

Die Geburtenrate liegt in Tadshikistan, wie Sie schrieben, bei 2,4 Kindern je Frau. Ich konnte mich schon selbst vom Kinderreichtum überzeugen!

Karl-Heinz Köcher, Zittau

Wir sind auch drei Kinder zu Hause!

Daniel aus Pritzerbe

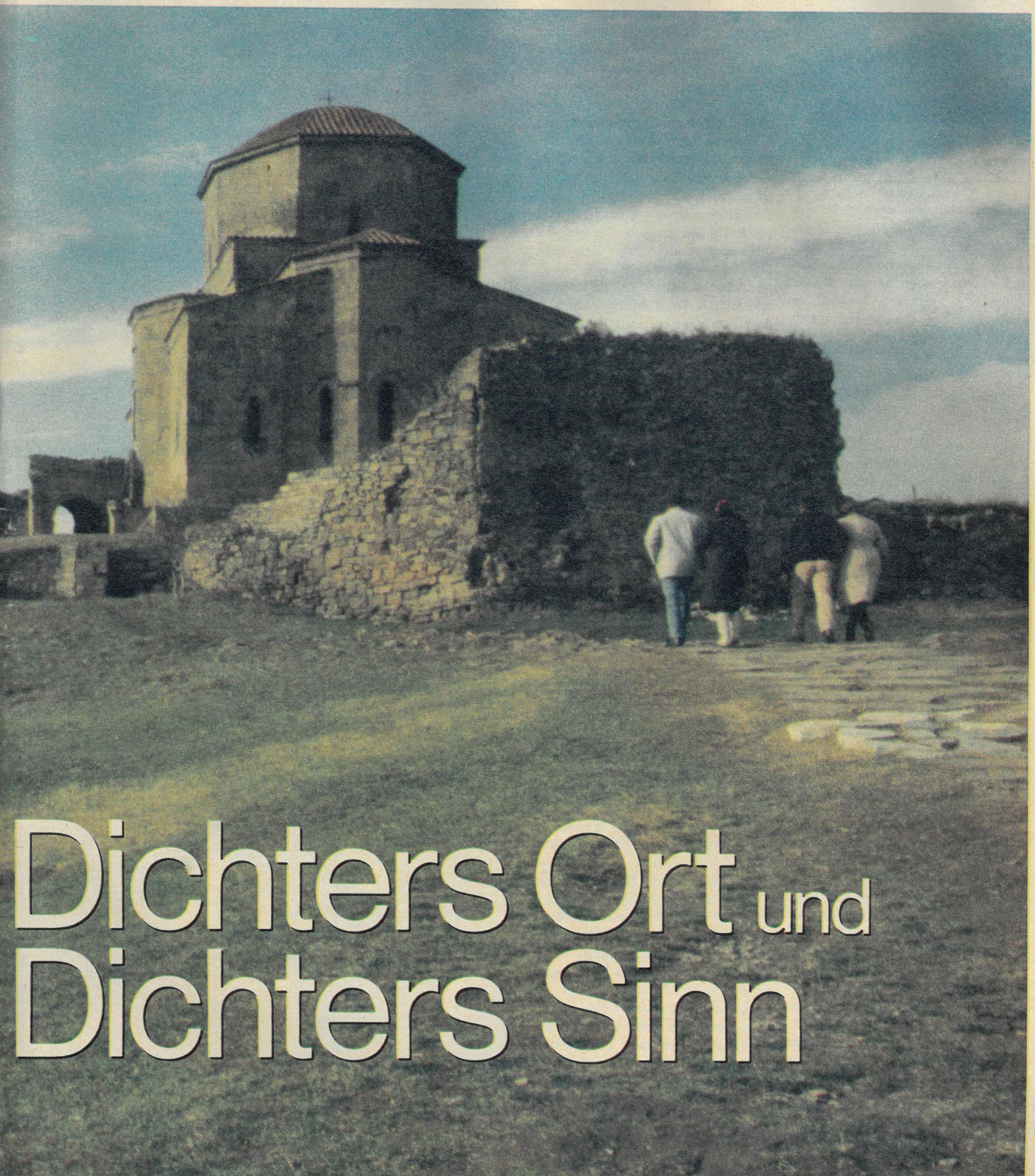
Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Dr. J. Korman, TASS/ Obuchowski

Nicht die Schapka, der Schirm ist das Symbol unseres diesjährigen Winters. Ob Christian Günther, Leipzig, das wohl ahnte, als er dies Foto schoß?

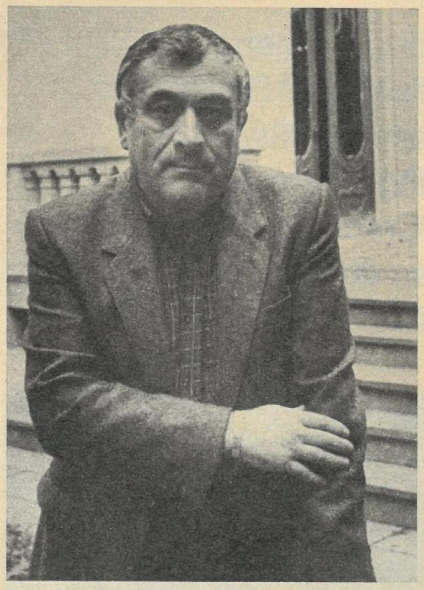
Es waren einmal zwei Brüder ... Sie sind keine Sagengestalten, die Brüder Otar und Tamas Tschiladse. Sie sind Männer der Gegenwart, Schriftsteller in Tbilissi, der vom Recken Wachtang gegründeten Stadt unterm Berg Mtazminda. Es ist aber eine Eigenart georgischer Künstler, mit der

Gisela Karau

Historie ihres alten Volkes wie durch eine Nabelschnur verbunden zu sein. Otar, der Jüngere, für uns Bekanntere (Foto links), schreibt Romane, durch die sich wie ein schimmernder Unterfaden die Legenden der Vergangenheit ziehen bis hin zu Medea, der georgischen Königstochter aus dem Land Kolchis am Schwarzen Meer. Von dort kommen auch Vorfahren der Tschiladses. Tamas ist Dramatiker und Sekretär des georgischen Schriftstellerverbandes mit seinen 500 Mitgliedern. Er formuliert das gemeinsame Credo der Brüder: „Sage mir, welche Traditionen du hast, und ich sage dir, wie du in die Zukunft gehst."



Dichters Ort und Dichters Sinn



Tamas, der Bruder, der das Brot bewahrte

Tamas ist der erste und kritischste Leser jedes neuen Manuskriptes, das sein Bruder aus der Hand gibt. Otar sagt: „Er hat schon früher Gedichte geschrieben als ich. Unser Vater war Jurist und Ökonom, er liebte die Kunst, und er hat uns in diesem Sinne gefördert. Tamas war immer mein Vorbild." Die Mutter mußte oft ins Krankenhaus zum Vater. Er war gelähmt. Wenn sie im Krieg das Brot für die drei Kinder hinlegte – sie haben noch eine Schwester – hat es der Große im Hemd versteckt. „Wenn ich es aß, roch es nach meinem Bruder, und ich hatte das Gefühl, seinen Geist in mich einzusaugen." Sie sind oft und gern zusammen, singen miteinander, lieben die alten georgischen Männergesänge, die wie die Tänze eine besondere Erscheinung in der Weltkultur sind. In ihnen drückt sich die Anbetung des Feuers und der Sonne aus, Vogelstimmen werden nachgeahmt; die Polyphonie dieser Lieder muß regelrecht studiert werden, ehe man imstande ist, sie zu singen. Seine Romane, erklärt Otar, sollen als eine Biographie seines Volkes verstanden werden. Darum muß er noch mindestens fünf Bücher schreiben. Ihn interessiert die Ewigkeit dessen, was vergeht, die Beständigkeit in der Veränderung, die bleibenden Werte der Menschheitsgeschichte und die Kämpfe darum.

„Otar ist ein tiefer Mensch", sagt Tamas. „Ein großes Talent." Sie sind füreinander Autoritäten voller Strenge und Zärtlichkeit – eine Tugend georgischer Familien. „Unser Vater hat uns zu Treue und Kameradschaft erzogen, das ist unser großer Reichtum."

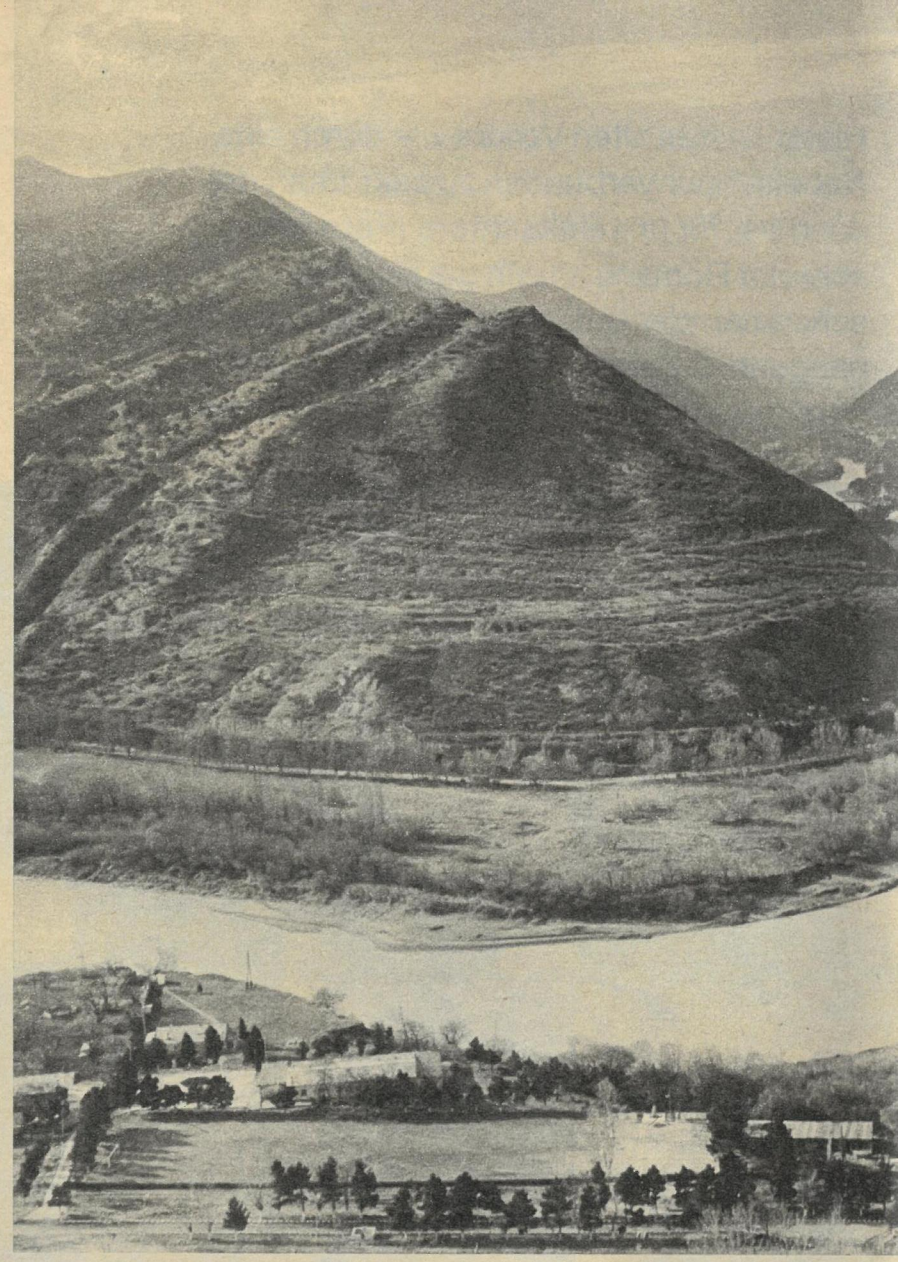
Ich habe sie nicht zusammen erlebt, aber erfahren, wie verwandt ihre Auffassungen sind. Beide betrachten die Literatur als „Geschenk an die Menschheit. Damit sie erkennt, wozu sie fähig ist, damit sie besser über sich denkt."

Die georgischen Künstler sind Philosophen, ständig auf der Suche nach Selbsterkenntnis, die ihre Schritte in die Zukunft sichert, gerade jetzt, in der Zeit großer gesellschaftlicher Wandlungen, für die der Name Gorbatschow steht. Tamas nennt ihn einen guten Kenner der russischen menschlichen Schule. Die Leute bewegen durch Gutherzigkeit, wie Tolstoi es lehrt. „Wenn der Mensch gut sein will, muß er einen starken Willen haben, Schwäche kann Güte ins Böse verkehren. Leere Worte nützen nichts, nur professionelle Arbeit. Faulheit ist unprofessionell."

Den älteren Bruder befragen, heißt zur Seele des jüngeren vordringen. Otar spricht nicht gern über sich, und er verweigert Interviews, öffentliche Auftritte. Sein Schlachtfeld ist der Schreibtisch. Wenn er da siegt, siegt er auch im Herzen der Leser, wenn er da hinkt, helfen ihm nicht Kamera noch Mikrofon. „Dort werden die Leute unnatürlich. Es ist sehr selten, daß einer am Mikrofon derselbe ist wie am Tisch."

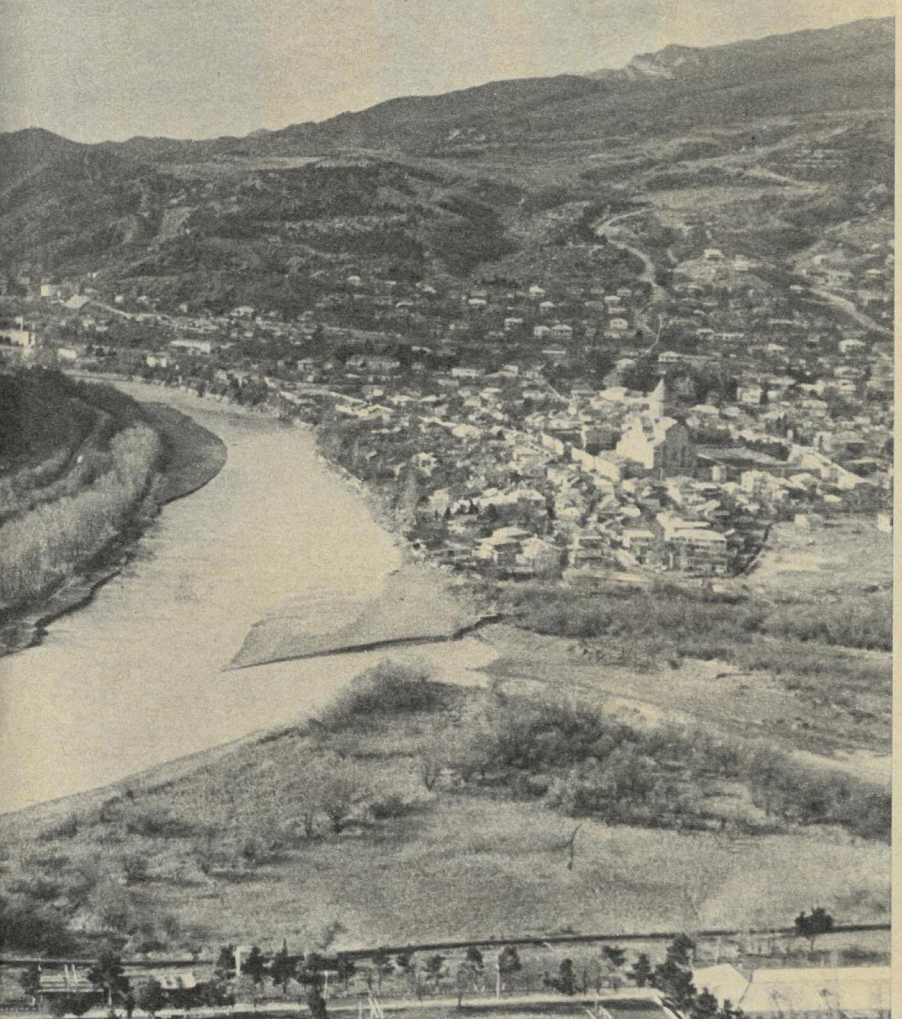
Ich wollte kein Interview, und so lud er uns vom Sofa, auf dem wir wie Kurzzeitbesucher gesessen hatten, an den gastlich gedeckten Tisch mit Trauben und Nüssen, der Zauberfrucht Churma und gedünstetem Kürbis, Mandarinen, Granatäpfeln und rotem trockenem Landwein. Es ließ ihn doch nicht kühl, daß da eine extra von Berlin nach Tbilissi geflogen war, um an Dichters Ort zu sein und Dichters Sinn zu ergründen.

Dichters Ort weist einige Merkwürdigkeiten auf. Ein Tretauto parkt im Wohnzimmer, unterm Tisch kommt ein Fußball hervorgekullert, auf dem Sofa sitzt ein Riesenteddy. Die Besitzer, Otars Enkel Nana, Anna und Otar, der Kleine, schleichen auf leisen Sohlen die Treppe hinunter und sehen in schweigender Neugier auf die Gäste, die Dolmetscherin Nina, Bildreporter Volkmar und mich. Die Kinder verstehen kein Russisch. Das lernt man erst in der Schule. Sie gehören zu Otars Sohn, der mit seiner Familie bei den Eltern wohnt. Auch Tochter Tamara lebt in der zweigeschossigen Wohnung, die ein befreundeter Innenarchitekt ausgebaut hat. Otar hatte ein Haus geplant. „Das hier wird billiger und geht schneller", sprach der kluge Freund. „Es wurde teurer und dauerte länger", sagt das Familienoberhaupt lakonisch. Doch nun wohnt



Wo sich Kura und Aragvi treffen

Farbfoto Seite 46/47: Die Ruine der Dschwarikirche von Mzcheta



Otar bekennt, als Großvater bin ich besser…

Dichters Ort und Dichters Sinn

man, und zwar, wie es sich hier gehört, mit drei Generationen unter einem Dach. Bei aller Liebe zum Kind – kann man da dichten? So dichten wie Tschiladse?

Aber vielleicht war es die Großfamilie, die manche Szene in der Romanfamilie Makabeli inspirierte, wie sie da versammelt waren „in der großen Stube, von dickbäuchiger weißer Lampe belichtet", beim Streit um die Kindererziehung, „bis die schrankgroße Uhr alle davon in Kenntnis setzte, daß heute nichts mehr auszurichten sei". So zu lesen in dem Buch mit dem biblischen Titel „…daß mich totschlage, wer mich findet". Eine sehr dichte Mehr-Generationengeschichte aus vorrevolutionärer Zeit, in der es Liebe und Haß, Mord und Totschlag, erschlichenen Adel und Fürstenstolz gibt. „Wir haben unser Blut stets im Namen der Ehre vergossen!" sagt Babuza, die adlige Schwiegertochter des falschen Makabeli, der ihre Söhne, seine Enkel, verprügelt hat. Und Tschiladse, ihr geistiger Vater, schreibt mit georgischer Spottlust: „Da war mit einem Mal der ganze Stolz eines Geschlechts erwacht, das über Jahrhunderte Schwerterklang und Pferdewiehern in den Ohren hatte." Respektloser Umgang mit Konservativem mischt sich mit Respekt vor der Geschichte seines Volkes, in dem es wie überall auf der Welt Größe und Kleinheit, Verehrens- und Verachtenswertes gibt. Es gelingt ihm, das Gute wie das Böse menschlich begreifbar zu machen. Noch ein Prinzip, das er wie sein Bruder bei Tolstoi verehrt. Wenn man den Feind klein zeigt, ist auch der klein, der ihn bekämpft und besiegt. Das Buch schließt mit dem hoffnungsvollen Vormarsch der jungen Generation in eine revolutionäre Zukunft. Im Roman „Das eiserne Theater" nennt er seinen jugendlichen Helden Gela am Ende „den Sohn des Vergangenen und den Vater des Kommenden".

In all den tief lotenden und kunstvoll verflochtenen Geschichten „rauscht der unsichtbare Baum der Güte". Der Leser spürt dieses Rauschen, von dem der Dichter spricht, und ist bewegt von Ereignissen aus zurückliegenden Zeiten, denn immer geht es im Grunde um die Frage, die sich seine Romangestalt Alexander Makabeli stellt: „Wer bin ich und wozu gibt es mich?" Für sich selbst antwortet Otar Tschiladse so: „Das einzelne Leben ist nur eine kurze Strecke in der Ewigkeit. Wo liegt der Sinn, wenn nicht darin, mit allen Mitteln die eigene Persönlichkeit zu erziehen, damit du in Ehren den Titel trägst – ein Mensch. So wie wir heute handeln, werden die Leute morgen über uns urteilen." Im „Eisernen Theater" hat er das Bild vom „denkenden Schilfrohr" geprägt. „Das Denken ist unsere Verantwortung, sonst sind wir nicht mehr als Schilf, das der Wind bewegt."

Angefangen bei Medea, führt Tschiladse seinen Lesern Frauen vor, die aus Liebe und Haß zum Äußersten fähig sind, Anna, Elene, Daria, Nato – das sind Geschöpfe einer anderen Zeit und eines anderen Kulturkreises, und doch fühlt man mit ihnen, leidet mit ihnen, ersehnt mit ihnen das Glück eines erfüllten Lebens an der Seite eines geliebten Mannes in einer menschlich geordneten Welt. Wie denkt der Autor über die Frau der Gegenwart? Im Auto, das uns über die einstige Heerstraße in die alte Hauptstadt Mzcheta bringt, sagt er etwas typisch Männliches und typisch Georgisches: Die Ehre der Frau sei es, das Leben zu schmükken. „Anstatt zu schmücken", wirft Nina, die Russin, sarkastisch ein, „arbeite ich wie ein Pferd." Er lacht, fährt in seinem Gedanken fort: „Es gibt bei den Bergvölkern die Tradition, daß die Kämpfe zwischen den Männern enden, wenn eine Frau ihre Kopfbedeckung zwischen sie wirft."

„Und wenn sie weg war", sage ich, durch Ninas Aufsässigkeit angestachelt, „machten sie weiter." Otar wendet sich zu uns um: „Vielleicht. Aber heutzutage kriegt sie selber was auf den Kopf. Wir dürfen nicht die Grenzen zwischen Frauen- und Männerwelt zerstören." Für ihn habe die Frau auf einem Podest gestanden. Mit der Emanzipation sei die davon heruntergestiegen.

Georgier lieben Widerspruch und Ironie. Ich habe Otar im Verdacht, daß er uns herausfordern will. Gern hätte ich seine Frau befragt, doch sie war gerade in Moskau. Für viele georgische Männer ist es nach wie vor die höchste Tugend der Frau, Kinder zu bekommen. Die Mutter ist die zentrale Gestalt der Familie, auch bei den Tschiladses. Tamas, der Unverheiratete, lebt mit seiner verwitweten Mutter zusammen. Ihr Bild hängt auch in Otars Arbeitszimmer. Ob die jetzt noch jungen Frauen später ebenfalls soviel Achtung genießen werden? Sie sind für gewöhnlich berufstätig. Das gestattet ihnen allerdings nicht

Dichters Ort und Dichters Sinn

die Verletzung der uralten Pflicht, ungeheuer gut und viel zu kochen, für die Kinder da zu sein und für den Mann „das Leben zu schmükken“. Noch hat sich Otar mit seinen Themen nicht so weit der Gegenwart genähert, um diesen Konflikt aufzugreifen. Seine jüngste Erzählung „Der Märzhahn“ spielt am Ende des großen Krieges, der kleine Jungen zwang, früh erwachsen zu werden. Er schreibt sich ans Heute heran, und ich wäre gespannt zu lesen, wie er Frauen der modernen Gesellschaft gestaltet. Er hat viele Pläne, und ich bewundere, daß er dabei die Muße findet, sich Tag für Tag mit seinen Enkeln zu beschäftigen. „Man sagt, als Vater sei ich ein Despot gewesen. Als Opa bin ich besser.“ Sitzt er am Schreibtisch, wagen die Kinder nicht, ihn zu stören. Jetzt hat er eine schöpferische Pause. Es ist die Phase des Jagens und Sammelns für einen neuen Roman. Die kenne ich, da räumt man auf und schmeißt weg. Otar hat in seinem Arbeitszimmer einen ganzen Plastesack voller Medikamente, die ihm vor und nach einer Gallenoperation verschrieben wurden. Die kommen alle in den Mülleimer. Er lebe jetzt gesund, erklärt er, habe aufgehört zu rauchen. Und das Trinken? Er liebt den hiesigen Wein und findet, daß die Perestroika auch zu Überspitzungen führe. So werde jetzt aus den seit ewigen Zeiten gezüchteten georgischen Trauben mehr und mehr Saft hergestellt anstelle von Wein. „Ein Kulturverlust. Hier im Süden konnten die Leute von jeher mit Alkohol umgehen.“ Da halte ich mich als Gast besser raus, zumal uns der Gastgeber nicht mit Saft bewirtet.

Selten hat mich die Frage nach dem Zusammenhang von Kulturtraditionen und Religion so tief berührt wie in Georgien. Ein Vernunftmensch und Vertreter marxistisch-leninistischer Philosophie wie Otar Tschiladse wird in der Ruine der Dschwarikirche von Mzcheta zum frommen Mann. Nicht im Sinne von Gottesanbetung, sondern im Glauben an die kulturelle Kraft seines Volkes. Die Kirche wurde im sechsten Jahrhundert auf einem Berg erbaut, der steil ins Tal der Kura abstürzt, dort, wo sich diese mit dem Fluß Aragvi vereinigt. Auf dem Felsen am anderen Ufer stand ein heidnisches Idol, dem das Kreuz – georgisch Dschwari – gegenübergestellt wurde. „Die Kirche hat jeder Eroberer zerstört“, sagt Otar, „und sie steht noch.“ Der Kampf um das Christentum war hier immer der Widerstand gegen fremde Herrschaftsansprüche, besonders die der islamischen Perser, weniger ein Glaubenskrieg als ein Ringen um nationale Eigenständigkeit. Und in das Christentum floß vorchristlicher Götterglaube ein. „In jedem Georgier steckt noch ein Feueranbeter“, scherzt Tschiladse. Der Tamada, wenn er einen der berühmten georgischen Trinksprüche ausbringt, spricht vom Gott des Weines, vom Gott des Mannes, vom Gott des Regens, von allen möglichen Göttern…

Wir fahren an einem Baum vorbei, der mit vielen bunten Bändern geschmückt ist. Es herrscht eine alte Sitte, sich beim Anknoten eines Stoffstückchens heimlich etwas zu wünschen. Otar sähe es gern, wenn auch ich ein Band befestigte, ich hatte keins bei mir, und ich bin es so sehr gewöhnt, für die Erfüllung von Wünschen mehr zu tun. Es ist für ihn selbstverständlich, in einer der Kathedralen von Mzcheta ein dünnes gelbes Kerzlein zu kaufen und es zum Gedenken an Verstorbene auf den von tropfenden Stummeln besetzten Messingteller zu kleben. Dann erzählt er, daß dieser prächtige Kirchenbau aus dem 10. Jahrhundert, an dessen Außenfront ein Arm mit einem Maurerwerkzeug in Stein gehauen ist, das Meisterwerk eines jungen Architekten gewesen sei, der seinen Lehrer überflügelt hatte. Dessen Bauwerk steht ganz in der Nähe und nimmt sich weitaus bescheidener aus. Seinem Schüler soll daher ein Arm abgeschlagen worden sein, damit er nicht mehr bauen und den Lehrer in den Schatten stellen konnte. Otar gefällt die Sage seit seiner Jugend. Hat er keine Sorge, eines Tages selbst von Jungen überflügelt zu werden? „Die heutigen guten Bücher“, antwortet er, „sind das Ergebnis einer tausendfünfhundertjährigen Geschichte. Wenn einer besser ist, kann ich nur sagen: er tut wie ich das Seine für unsere gemeinsame Literatur. Gut, wenn einem das Schicksal die Gabe verleiht, den Zeitgeist auszudrücken. Ich bin froh über jedes Talent in unserem Volk, in der Welt. Kein einziges gutes Gedicht kann auf der Erde entstehen ohne eine allgemeine Kultur.“

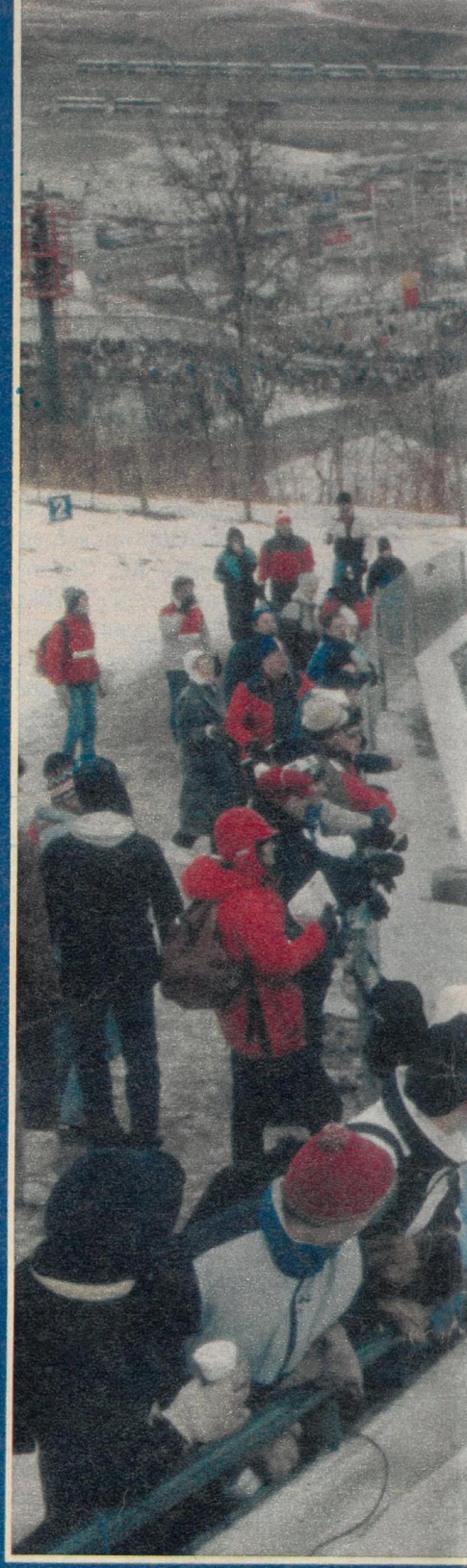
Auf einer Brücke läßt er das Auto halten. Die Kura ist flach in diesem Winter. Sie gibt den Blick auf kunstvoll zusammengefügte Steine frei. Ich begreife nicht gleich, bemerke Otars Erregung. „Wir haben Glück, daß sie zu sehen ist“, sagt der Mann, für den Geschichte etwas Erfühlbares, sinnlich Wahrnehmbares ist. „Eine römische Brücke aus der Zeit des Pompejus.“ Ungetilgte Spur versunkener Geschlechter, die da ist, auch wenn man sie nicht sieht. Otar ist einer, der sie immer sieht. Und er sieht wie die Kosmonauten im All die ganze Erde in ihrer Festigkeit und Zerbrechlichkeit. „Wir leben alle unter einem Himmel, alle betrachten wir die Welt verschieden. Doch der Planet ist rund, wir sind gleichberechtigt wie am runden Tisch. Alle Generationen, alle Nationen haben die gleiche Verantwortung für diese Erde.“

Teppichschmuck in der Altstadt

Tschiladse in seinem Tbilissi (links) und mit unserer Autorin Gisela Karau auf Entdeckungen

XV. OLYMPISCHE
WINTERSPIELE
CALGARY 1988

Goldgräber in den Rocky Mountains



In dieser 1260 m langen Eisrinne im Olympic Park von Calgary, zu deren Entstehung und Funktionstüchtigkeit das Wissen von DDR-Experten wesentlich beitrug, waren die Rennschlittenfahrer aus Oberhof und Oberwiesenthal Hahn im Korbe. Vor der einmaligen olympischen Kulisse von 20 000 staunenden und jubelnden Zuschauern traten sie mit der erneut erfolgreichen Sarajevo-Siegerin Steffi Walter-Martin (Bild links außen, unten) ebenso an wie mit den Welt- und Europameisterinnen Cerstin Schmidt, Ute Oberhoffner (Bild darüber), dem schon dreimal weltmeisterlichen Doppelsitzer unter „Stabführung" von Jörg Hoffmann (Bild links) und dem Vizeweltmeister Jens Müller (Bild unten Mitte). In den vierzehn Kurven der Bahn fand unsere Mannschaft Gold en gros und anderes Edelmetall dazu. Die Frauen bestiegen sogar zu dritt das Siegerpodest! Ein solcher Rundum-Erfolg gelang schon zum dritten Mal, wobei vor 16 Jahren der Weg Margit Schumanns zur erfolgreichsten Rennschlittenfahrerin aller Zeiten seinen Anfang genommen hatte. Jetzt ist die junge Mutti Steffi an ihre grüne Seite gerückt.

Goldgräber in den Rocky Mountains

Verkehrssünde zu Fuß

Setzen Sie sich ins Auto, fahren Sie mit (genehmigten) 51 Sachen durch die Stadt, werfen sie einen Blick durchs Seitenfenster und stellen Sie sich dabei vor, neben Ihnen auf der Straße sei einer, der läuft, genauso schnell. So etwas gibt es tatsächlich. Der Mann, der das kann, heißt Uwe-Jens Mey. Er ist Eisschnelläufer, Olympiasieger von Calgary, 500-m-Weltrekordler in 36,45 Sekunden! Und wenn er auf dem Eisoval von der Wechselgeraden in die Zielkurve schießt, tut er das mit etwa 60 km/h. Damit dürfte er sich auf den Straßen „geschlossener Ortschaften" nicht sehen lassen.

„Für mich ist eine Halle wie die in Calgary nahezu ideal", sagte der „Dynamo"-Berliner. „Ich war noch nie der Kraftläufer, der sich gegen Witterungsunbilden stemmen kann. Bei solcher Eisbeschaffenheit wie der vom ‚Olympic Oval' komme ich als Läufer, der vorwiegend von der Technik lebt, in die Vorhand. Hier kann mich kein Wind stören, kann kein Witterungsumschlag das Eis plötzlich entscheidend verändern und ich nach Herzenslust laufen."

Holländische Sportwissenschaftler hatten prophezeit, der Sieger von Calgary werde 36 s laufen müssen. Mit dieser Prognose sind sie zwar ein bißchen über das Ziel hinausgeschossen, „doch eines Tages wird es eine solche Zeit bestimmt geben", meint Mey-Trainer Joachim Franke. Auf der Traumbahn Medeo in der Gebirgswelt des Tienschan lief der bisherige Weltrekordler Nick Thometz schon mal 36,23 s – was aber als Weltrekord nicht anerkannt werden konnte, weil es kein offizieller Wettkampf war.

Helmut Haase, der vor 28 Jahren Helga Haase zum ersten Eisschnellauf-Olympiasieg für die DDR führte, hält es nicht für ausgeschlossen, daß die Eisflitzer eines Tages Opfer ihrer eigenen Entwicklung werden können. Wer mit mehr als 50 km/h in die Kurven jagt, muß die Fliehkraft genauso fürchten wie den Gegner. So gesehen kann der Tag nicht mehr fern sein, da man in die Eishallen überhöhte Kurven einbauen muß – womit dann wieder mal ein „neues Zeitalter des Eisschnellaufs" anbrechen würde.

Vielleicht, sagt sich Uwe-Jens Mey, werde sein Weltrekord keine allzu lange Lebensdauer haben. Er selbst will ja möglichst noch in diesem Jahr hinauf nach Medeo – „und sehen, was sich machen läßt". Seine 36,45 s von Calgary hält er für einen „Glanzpunkt auf Zeit". Weltrekorde sind da, damit man sie bricht. „Deshalb ist die Goldmedaille auch um ein Vielfaches wichtiger für mich, denn die behalte ich nun ein ganzes Leben lang."

Mit dem Namen Mey ließen sich deftige Zeitungs-Schlagzeilen formulieren: „Mey-Feier im Winter", „Mey-Feierlichkeiten", „Alles neu macht der Mey"... Den Sieg des Berliners hatte der zweitplazierte Holländer Jan Ykema eingeplant. Als Medaillengewinner prophezeite er auch Fokitschew und Shelesowski. Doch der eine mußte sich in der Kurve mit den Händen abfangen, der andere wurde durch die Fliehkraft auf die Bahn seines Partners Kanehama getrieben... *Manfred Hönel*

Wer könnte besser in die Gefühlswelt eines Olympiasiegers hineinschauen als der „Chef de Mission" Dr. Thomas Köhler, der einst selbst als Rennrodler zweimal auf dem höchsten Siegerpodest stand und dreimal Weltmeister war (Bild oben). Brüderlich geteilte Freude mit Uwe-Jens Mey, Gold über 500 Meter mit Weltrekord, Silber über 1000 Meter, 24jähriger „Warschauer" aus Berlin – in Polens Hauptstadt geboren, als seine Eltern dort im diplomatischen Dienst standen.

Alexej Prokurorow (links außen) und seine 26jährige Landsmännin Wida Wenzena aus Vilnius (daneben). Beide die „goldenen Klassiker" beim Langlaufauftakt am Fuße der Drei-Schwestern-Berge von Conmore. Wie i h m mit Smirnow erging es i h r mit Raissa Smetanina: Sieg im Finish. „Mein Glück kann ich zwar nicht beschreiben", sagte die Biologiestudentin. „Doch es tut mir auch leid um Raissa. Auf ihren Spuren durch vier Olympische Spiele zu wandeln war, wie man sieht, Goldes wert!"

Die Tradition der Skikönige

Die olympische Skigeschichte ist auf das Jahr genau doppelt so alt wie der olympische 30-km-Langlauf. Bei dessen Premiere 1956 in Cortina d'Ampezzo teilten sich drei in der weißen Spur unvergessene Mannsbilder den Medaillensegen: Veikko Hakulinen, Sixten Jernberg und Pawel Koltschin. Lange Zeit hatte es sodann den Anschein, als bleibe diese „neue" Strecke eine Domäne der Nordländer. Kein Wunder, daß Jernberg nach seinem Goldmedaillengewinn vier Jahre später sagte: Wer den „Dreißiger" gewinnt, ist der wahre Skikönig! Ihm folgte Eero Mäntyranta, der 1964 in Innsbruck davon geträumt hatte, alles zu gewinnen, was zu gewinnen war.

Aber dann ist's aus gewesen mit diesem scheinbaren Vorrecht des Siegens. In Grenoble '68 triumphierte mit dem Italiener Franco Nones ein Außenseiter. Und nach diesem nordländischen Schreck in der Morgenstunde wurde etwas zur Tradition, was jetzt schon länger anhält als die anfängliche Erfolgsserie der Skandinavier: von Sapporo '72 bis heute sowjetische 30-km-Siege – Wjatscheslaw Wedenin, Sergej Saweljew, zweimal das Laufgenie Nikolai Simjatow, nun in Calgary Alexej Prokurorow.

Die Fahne der Norweger hielt Vegard Ulvang hoch. Er wurde Bronzemedaillengewinner. „Nachdem ich nun diesen Aufmarsch der sowjetischen Phalanx erlebte, am Ende sogar noch den dreifachen UdSSR-Sieg durch Prokurorow, Wladimir Smirnow und Michail Dewjatjarow verhinderte, dann kommt mir dies alles vor wie ein Sieg." Die Ehre der Finnen und Schweden indes rettete keiner. Harri Kirvesniemi Neunter, der angeblich weltbeste Skilangläufer der Gegenwart, Gunde Svan, Zehnter, der Siegertyp mit dem Vollbart, Thomas Wassberg, war überhaupt nicht zu sehen. 42. Platz! „Hast du die Kraft, Thomas, wiederzukommen?" fragte besorgt die Malmöer Zeitung „Arbetet".

Die beiden gleichaltrigen, märzgeborenen Freunde Prokurorow und Smirnow machten den Sieg unter sich aus. Dem einen, der knapp neun Sekunden schneller war, tat es leid, daß der andere nicht gewann – „denn Smirnow ist unser bester Mann". Er schwang auch über zwei Drittel der Strecke das Zepter, doch im Finish schwand dann die Kraft. Mit der hohen Startnummer 78 erging es Smirnow wie vielen anderen im hinteren Starterfeld. Die malträtierte Loipe war zu Mehl geworden, weil sich die dünne Schicht aus Neuschnee mit dem mal darüber, mal darunter liegenden Kunstschnee nicht vertrug. Die „Schneekanonen", so schön sie die Landschaft über Nacht auch weiß machen können, geben der Wachswissenschaft ohnehin allerhand neue Rätsel auf. Um die Bretter unterwegs nicht völlig „blank" zu laufen, hatten eigentlich alle im Feld zu Hartwachsen gegriffen. Aber ein paar wenige nahmen auch noch Silberklister in die Hand. Vielleicht war's das, wenn die Schweden und die Finnen darüber nachdenken, was sie eigentlich falsch gemacht haben.

Prokurorow, nicht nur der Lauf-, sondern auch ein „Wachskönig" des Rennens, sprach vom schönsten Tag seines Lebens. Denn von großen Erfolgen war er bislang ja nicht verwöhnt worden. „Am besten war ich, als ich beim Weltcup voriges Jahr in Lahti in der freien Technik den 30-km-Langlauf gewann." Er meint, daß er in Calgary neben einem guten Ski, dem richtigen Wachs und ausreichenden Kraftreserven auch psychisch absolut intakt war. „Die Strecke war schwer, wegen der langen, steilen Anstiege und der zwar kurzen, aber höllischen Abfahrten sogar sehr schwer. Aber weil ich das alles wußte, störte es mich nicht. So bin ich abends zuvor auch frohen Mutes und unbeschwert in Canmore in eine Disko gegangen, habe zwar nicht getanzt, was ich ganz gern getan hätte, aber mich hingesetzt und von der ‚heißen' Musik ablenken und unternehmungslustig machen lassen. Musik ist was für mich..."

Pfiffige Burschen haben herausgefunden, daß Prokurorow im bisher schnellsten olympischen 30-km-Rennen einen Schnitt von 21,28 km/h entwickelte. In der Sekunde legte er 5,91 Meter zurück, so daß er trotz seines knappen Sieges mit 8,8 Sekunden Vorsprung umgerechnet im Ziel etwa 50 Meter vor Smirnow lag. Was den 23jährigen Newcomer aus Mashino im Wladimirer Gebiet zu der weisen Bemerkung veranlaßte: „So etwa müssen Stunden sein, in denen dir einfach alles glückt. Aber die gibt es eben nicht sehr oft. Bisher war ich immer der Meinung, ein Schlittschuhschritt-Spezialist zu sein. Nun habe ich, man mag's kaum glauben, einen Olympiasieg im klassischen Stil erfochten..."

So also wurde Alexej Prokurorow Nachfolger eines in der Tat außergewöhnlichen Skiläufers namens Nikolai Simjatow. Der hatte 1980 in Lake Placid drei, vier Jahre später in Sarajevo seine vierte Goldmedaille gewonnen. Als er erfuhr, in Calgary werde der Langlauf jeweils zur Hälfte in zwei Stilarten geteilt, wollte er noch einmal versuchen, als „klassischer Diagonalschrittler" in die sowjetische Mannschaft zu kommen. Das schaffte er nicht mehr ganz. So wurde s e i n e ehemalige Garde von zwei anderen vertreten: Dewjatjarow (der später den „15er" gewann!) und Juri Burlakow. Dieser hatte beim „Dreißiger" von Calgary Startnummer 1. Und von Anfang bis Ende allein auf weiter Flur, wurde er Zwölfter. Über diese Großtat haben sogar ganz alte Hasen des Skilaufs Bauklötzer gestaunt...

Boris Piponow

Fotos: Wolfgang Behrendt (3), ADN/Zentralbild (6).

Im nächsten Heft:

Zusammen leben oder sterben

So formulierte schon vor dreißig Jahren der bekannte amerikanische Großindustrielle Cyrus Eaton. Wie sehen heute maßgebliche Vertreter der kapitalistischen Geschäftswelt die Zukunft der Menschheit?

Kostprobe gefällig?

Von der Gurkenmelone bis zum Tomatenbaum – die Pflanzengenetiker des Leningrader Wawilow-Instituts haben ein weitgespanntes Zukunftsprogramm.

Foto: Detlef Christel

Calgary-Bilanz

Das war Olympia '88 auf Schnee und Eis. Resümee, Geschichten und unser traditionelles FW-Tagebuch vom ersten Akt des olympischen Jahres.

Der nackte Mann neben dem Skelett

eines vor Jahrtausenden beigesetzten Jungen ist als wichtiges Beweisstück für die lang umstrittene Herkunft der Sibirier auf einem Foto im Museum des Instituts für Geschichte, Philologie und Philosophie Sibiriens in Nowosibirsk zu sehen. FW-Reporter waren dort.

Foto: I. Gawrilow

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Minerale — Gesteine — Erze

in den Geowissenschaftlichen Sammlungen der Bergakademie FREIBERG

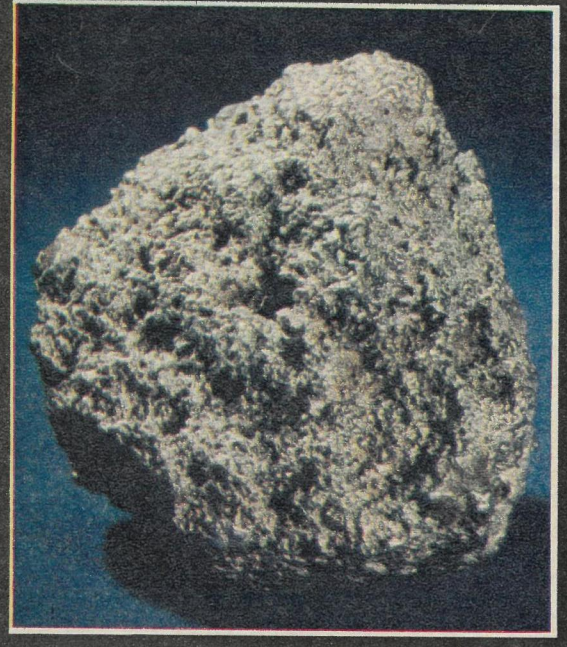
FREIE WELT (4)

Seit dem Altertum schätzt der Mensch Gold als Schmuckmetall. Wegen seiner Seltenheit, geringen Härte, guten Teilbarkeit sowie Korrosionsfreiheit wurde Gold beim Tausch von Waren allgemeines Maß des Wertes und zum Zahlungsmittel.

In der Natur tritt Gold lagerstättenbildend als sogenanntes Berggold in Erzgängen auf, als Seifengold oder Waschgold in Ablagerungsgesteinen. Das Foto rechts zeigt Gold auf Quarz.

Ein Bauer fand 1745 am Fluß Beresowka im Ural große Goldlagerstätten. Aus dem Ural stammt auch der bisher größte Fund gediegenen Goldes auf dem Territorium der heutigen Sowjetunion – ein 36 Kilogramm schwerer Brokken. Im vergangenen Jahrhundert stieß man in Sibirien auf riesige Goldlagerstätten. Heute zählt die UdSSR zu den wichtigsten Förderländern der Erde. Das weiche Gold erhält durch Legierungszusätze von Kupfer, Silber, Nickel, Kadmium und Platinmetallen höhere Festigkeit. Hauptverbraucher sind die chemische Industrie, die Mikroelektronik, Laser- und Raumfahrttechnik. Auch die Zahntechnik und die Schmuckindustrie beanspruchen einen Teil des geförderten Goldes.

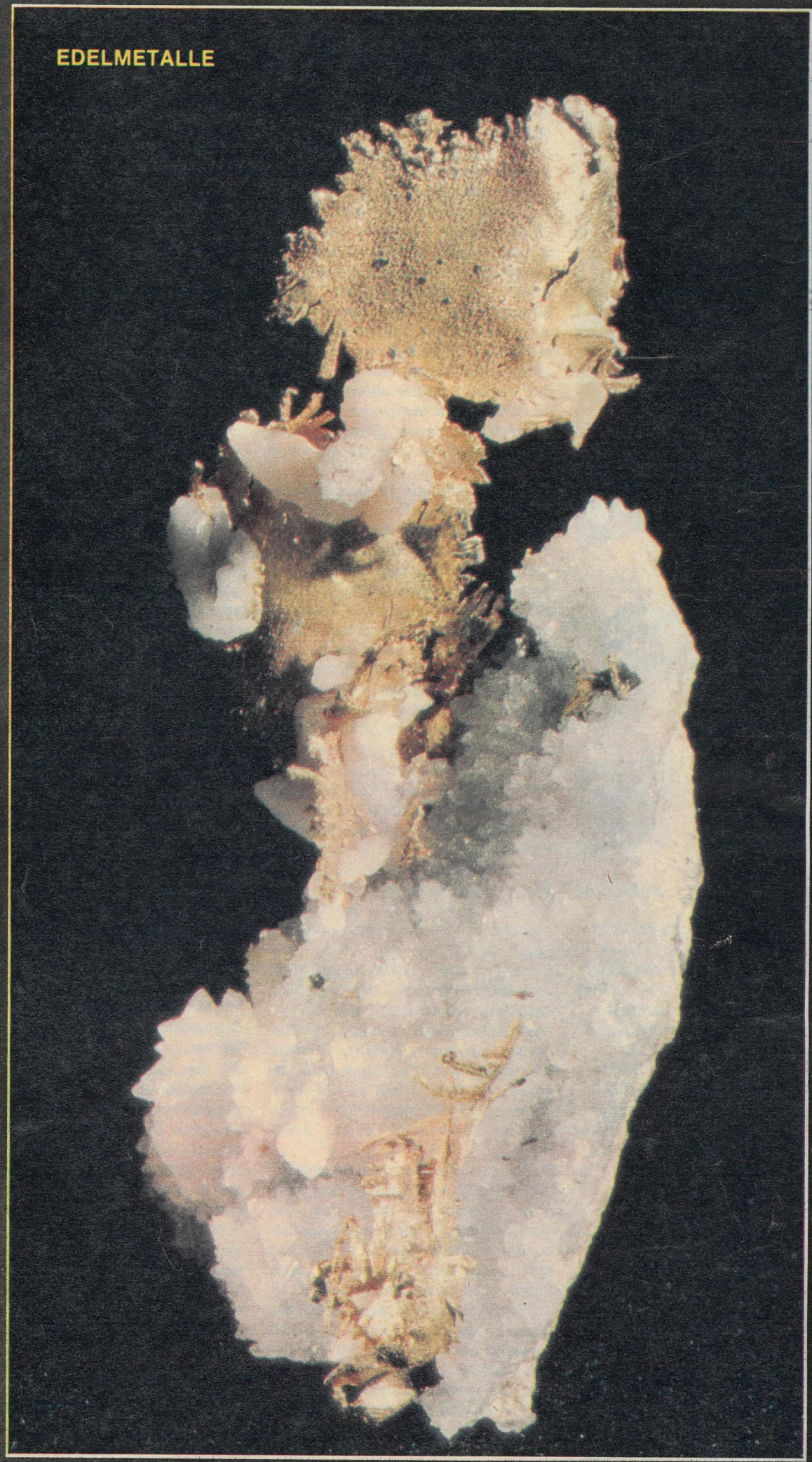
Das zweite Edelmetall, das wir vorstellen, ist Platin. Noch im Mittelalter wurde Platin als „schlechtes Silber" verschmäht. Betrügerische spanische Juweliere streckten Schmuckgold mit Platin und prägten mit Platin verschmolzenes Gold zu Falschgeld. Der spanische König verbot deshalb kurzerhand die Einfuhr von Platin und befahl, alle Vorräte zu beseitigen. So sammelte man im ganzen Land das Metall und versenkte es im Meer



Erst Ende des 18. Jahrhunderts erkannte man den Wert des Platins. Der Petersburger Chemiker A. A. Musin-Puschkin machte sich um seine Erforschung besonders verdient. Nachdem 1819 im Ural Platinlagerstätten entdeckt waren, ließ der zaristische Finanzminister aus dem abgebauten Metall Rubelmünzen prägen. Schon bald verschwanden sie aber aus dem Umlauf, da ihr Metallwert durch den schnell steigenden Platinpreis höher war als der Nominalwert. Die oben abgebildete Platinprobe von Nishni Tagil im Ural wurde 1850 an die Bergakademie Freiberg übergeben. Ihr Gewicht beträgt 375 Gramm.

Der Schmelzpunkt von Platin liegt bei 1773 Grad Celsius. Das Metall ist weitgehend säurebeständig, bewährt sich als Katalysator in der chemischen Industrie und wird auch in der Elektrotechnik/Elektronik eingesetzt. Durch Beschichten von Glas mit Platin erhält man einseitig durchsichtige Spiegel.

EDELMETALLE



PREISFRAGE: Wie heißt das Lösungmittel für Gold und Platin?

Antworten bitte auf Postkarte bis 16. März an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

So war es richtig in Heft 2/88: Granit. Es gewannen: 100 M – J. Fiedler, Wendisch-Rietz; 75 M – H. Weckmüller, Lübbenau; je 50 M – A. Lehmann, Bitterfeld; J. Heider, Beelitz; W. Fülle, Schmölln.

Fotos: M. Knopfe, Text: Dr. sc. W. Weber, Redaktion: Ch. Kotsch.